

UNIVERSITÄT
LUZERN

COGITO

DAS WISSENSMAGAZIN DER UNIVERSITÄT LUZERN

AUSGABE
12/2023

TIER

Managerin
So baut man
eine Fakultät auf

Long Covid
Wie Betroffene
unterstützen?

Archive
Funde aus der
Vergangenheit

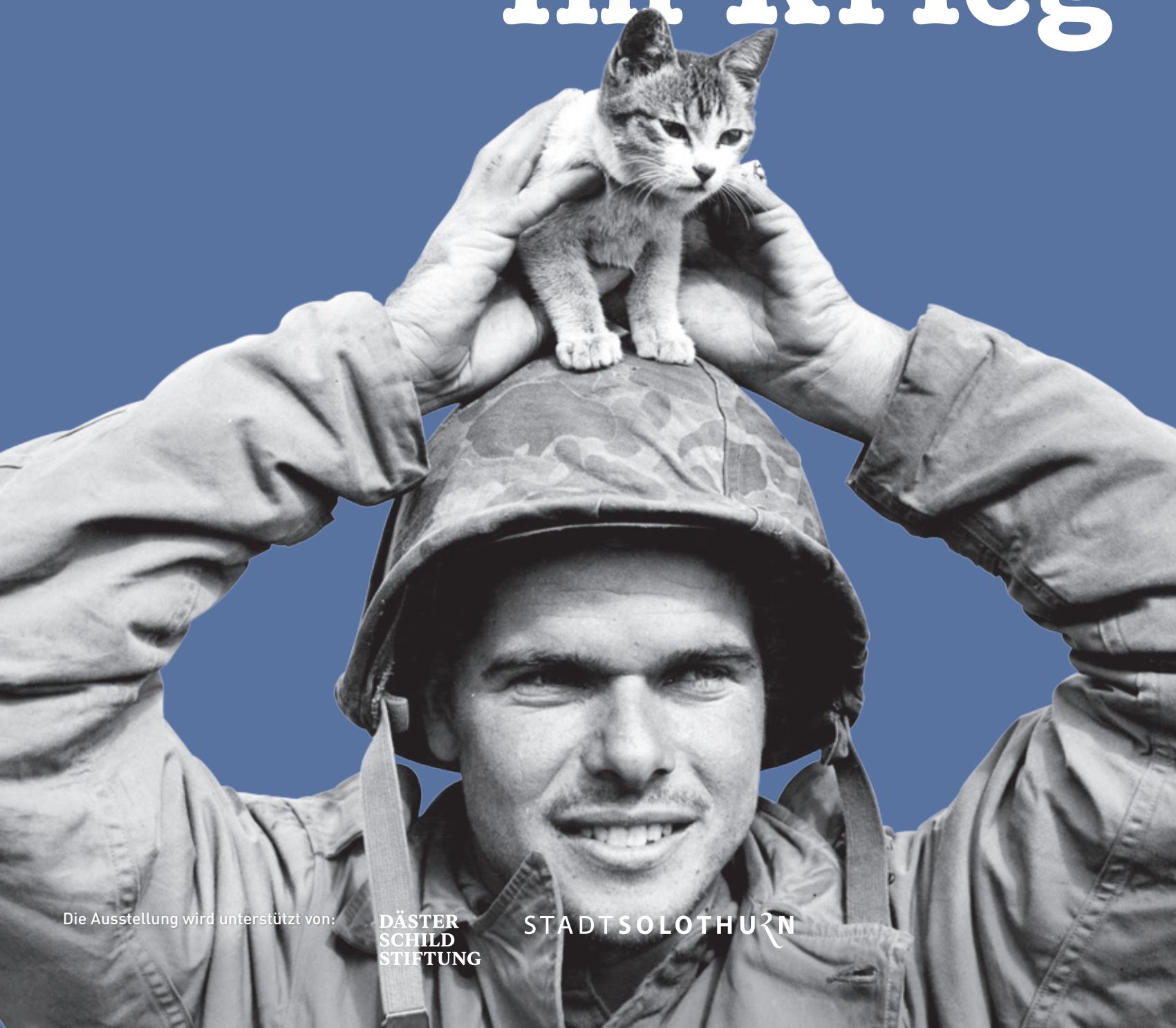
**MUSEUM
ALTES
ZEUGHAUS**

Ein Kulturrengagement
des Kantons Solothurn

28. Oktober 2023 bis 26. Mai 2024

museum-alteszeughaus.ch

Tiere im Krieg



Die Ausstellung wird unterstützt von:

**DÄSTER
SCHILD
STIFTUNG**

STADTSOLOTHURN

VON ANGESICHT ZU ANGESICHT

Wer bist du? Was geht in dir – ein zweidimensionales Abbild, und doch als lebendig im Papier «gefangen» imaginiert – vor, während du mich anschaust? Wie richte ich meinen eigenen Blick auf dich? Wer bin ich, dass ich dich so ansehe, wie ich dich ansehe? Wer sind wir, dich derart ästhetisiert inszeniert als Front-tauglich und geeignet zu erachten, um das Heftoberthema «Tier» zu repräsentieren, ungefragt das «Gesicht» dieser Ausgabe zu sein? Was ist das für ein System, für eine Gesellschaft, für eine Spezies, für eine «Schöpfung»?

Zu etwa 97 Prozent ist unser Genmaterial identisch. Gemäss Studien bewegt sich dein Können, was das Herstellen eines Haken-Werkzeugs anbelangt, ungefähr auf dem Niveau eines achtjährigen Homo-Sapiens-Kindes, also einer Zweitklässlerin, eines Zweitklässlers. Ein Knowhow zudem, dass auch «wir» uns erst vor ungefähr 16 000 bis 60 000 Jahren angeeignet haben. Eure Jungen werden über mehrere Jahre von der Mutter grossgezogen. Es gilt viel zu lernen – etwa, wie Schlafnester in Bäumen zu bauen sind, die ein 90 Kilogramm schweres Männchen tragen. Apropos Skills: Eine der drei von uns klassifizierten Arten, du hochsozialer und -emotionaler «Mensch des Waldes» («Orang-Utan»), so unsere Bezeichnung, unser «Name» für dich, wurde auf Borneo dabei beobachtet, wie sie sich mit dem zerkauten Brei von Drachenbaum-Blättern einreibt, eine entzündungshemmende und rheumatische Schmerzen lindernde «Salbe». Schätzungen zufolge gibt es mittlerweile total noch etwa 120 000 Exemplare von deinesgleichen – darunter um die 14 000 «Individuen» von den Sumatra-Orang-Utans, so wie du einer bist. Du gehörst damit zu den vom Aussterben bedrohten Tierarten. Zeugnis, «Fussabdruck» unseres Daseins, unseres Seins, unseres Tuns und genauso auch Lassens auf dieser, auf dieser einen, auf dieser einzigen Welt, die «wir alle» haben, Mensch und Tier, hier und dort.

Dave Schläpfer, Redaktion

Impressum

cogito

Das Wissensmagazin der Universität Luzern
Erscheinungsweise: zweimal jährlich, Nr. 12, Dezember 2023

Herausgeberin

Universität Luzern, Universitätskommunikation
Leitung: Lukas Portmann

Redaktion

Dave Schläpfer

Gestaltung / Composing

Daniel Jurt

Bildquellen

Cover: istock.com/freder; Seite 4: istock.com/sara ganz; Seiten 5 und 52: Roberto Conciatori; Seite 6: Staatsarchiv Luzern, URK 456/8147 B / Historisches Lexikon der Schweiz (HLS); Seite 7: istock.com/hammad khan; Seite 8/9: photocase.de/ryhor; Seiten 10/11: istock.com/macroworld; Seite 13: NASA; Seiten 14/15: istock.com/martin hrstov;

Seite 17: ©A. Schumacher/Naturhistorisches Museum Wien. Inventar-Nr. 48072; Seite 18: istock.com/ksenlia derzhavina; Seite 21: istock.com/svetlana gustova/francescoch; Seiten 22 und 25: Chiara Paladini; Seite 27: ©Marco Volken; Seite 29: ©Mirjam Kluka; Seite 31: ©Historisches Museum Luzern, Vera Gujer; Seite 33: ©istock.com/pixelfit; Seite 41: ©Pfarrei Herz-Jesu (Wiedikon); Seite 51: Christoph Arnet

Korrektorat

Mirjam Weiss

Druck

Gammaprint AG, Luzern

Papier

Nautilus, FSC, 100% Recyclingpapier

Inserate

www.unilu.ch/magazin-inserieren oder

4 Spezial

6 Intro

8 **Fokus:
Tier**



22 Forschung

36 Persönlich

48 Universität

54 Outro

Go! Uni-Werbung AG, info@go-uni.com

Auflage

4400 Exemplare

Kontakt

Universität Luzern, Universitätskommunikation
Frohburgstrasse 3, 6002 Luzern
magazin@unilu.ch

Abonnement

«cogito» kann kostenlos abonniert werden:
magazin@unilu.ch

Online

www.unilu.ch/magazin



Das Wort



Im universitären Kontext eher mit Leistungsdruck und der Isolation von den Kommilitoninnen und Kommilitonen assoziiert, versteht man im christlich-religiösen Kontext unter **Klausur** (lat. *claudere* = schliessen) die bewusste Entscheidung für eine besondere Lebensweise. Klausur meint den Lebensbereich in einem Kloster, dessen Zutritt Aussenstehenden verwehrt ist, und bezeichnet sowohl den physischen Teil einer Klosteranlage als auch die spirituelle Abgeschlossenheit der Ordensmitglieder.

In Abhängigkeit von der Ordensregel gibt es kirchenrechtlich unterschiedliche Formen der Klausur mit einer gemeinsamen religiösen Überzeugung: Der Rückzug von der Alltagswelt ist eine Öffnung für das auf Gott ausgerichtete Leben. Dieses ist begleitet von Phasen des Schweigens, welche die geistige Konzentration auf die Gottesbeziehung ermöglichen sollen. Ihren Ursprung hat die Klausur im Vorbild der frühchristlichen Eremiten, die sich für ihre Gottessuche in die Wüste zurückzogen. Die bewusste Entscheidung für das Leben im Kloster bringt daher auch die freiwillige Bejahung eines Lebens in Stille und Zurückgezogenheit mit sich. Die auch heute noch in manchen Klöstern anzutreffende Gittertüre steht symbolisch für den Übergang in eine andere Lebensdimension. Die Entscheidung, die Alltagswelt hinter sich zu lassen, bleibt eine Herausforderung für das Leben in Klausur. Ihr Sinngehalt entfaltet sich jedoch immer wieder neu in dem Empfinden für die Weite der Stille und die Öffnung für ein Leben, das ganz der Suche nach Gott gewidmet ist.

Veronika Kanf

Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Kirchengeschichte

Heute gelernt

DIGITALE SELBST-BESTIMMUNG

Im Oktober 2022 kaufte Elon Musk Twitter für 44 Milliarden Dollar und hat die Plattform seither weitreichend verändert. Dies ist nur ein Beispiel, das uns an die Notwendigkeit erinnert, gründlich und ernsthaft darüber nachzudenken, wer genau digitale Technologien kontrolliert, welche Entscheidungen diese Entscheidungsträgerinnen und -träger treffen und zu wessen Gunsten sie dienen. Der Ruf nach «digitaler Transformation» bedeutet allzu oft, dass wir uns den Anforderungen der neuen Technologie und den wenigen, die sie besitzen, anpassen, anstatt sie bewusst zu gestalten. In Ermangelung mutiger Massnahmen seitens Politik und Zivilgesellschaft beansprucht die Technologiebranche die Zukunft für sich – es gibt fast keine Rechenschaftspflicht.

Um das demokratische Potenzial digitaler Plattformen zu realisieren, müssten wir uns fragen, wie eine kollektive Kontrolle über die Infrastruktur und Systeme, die unser digitales Leben regieren, gelingen könnte. Wichtig dabei ist, einen reicheren Begriff von «Gemeinschaft» vorauszusetzen, als ihn digitale Plattformen allzu oft propagieren. Beispiele wie Facebook und Airbnb verdeutlichen, wie diese digitalen Plattformen die Kontrolle über Gemeinschaften ausüben und Daten extrahieren, nicht selten unter dem Deckmantel der «Ermächtigung der Gemeinschaft» und einer angeblichen «sozialen Mission». Dabei monetarisieren solche Plattformen nicht nur die Arbeit, sondern auch grundlegende menschliche Beziehungen, wobei die negativen Auswirkungen oft verschleiert werden. Es gibt jedoch bereits digitale Plattformen, welche die Gemeinschaft als Dreh- und Angelpunkt für Entscheidungsprozesse in den Mittelpunkt stellen: etwa Bürgerplattformen, dezentrale soziale Netzwerke und kooperativ organisierte Plattformen, um nur einige Beispiele zu nennen. Die Aussicht auf eine autonome Gestaltung unserer digitalen Zukunft wird massgeblich von einer umfassenden Ausweitung und Förderung solcher gemeinschaftsbasierten Plattformen abhängen.



Michael Ivo Räber

Oberassistent für Praktische Philosophie; Dr.

 www.unilu.ch/michael-raeber



Luca Oberholzer

Wissenschaftlicher Assistent an der
Professur Privatrecht und Privat-
rechtsvergleichung

 www.unilu.ch/luca-oberholzer

Gelesen

KINDER ALS INFLUENCER

In Delphine de Vigans Kriminalroman «Die Kinder sind Könige» steht ein gesellschaftliches Phänomen im Zentrum: Kinder, die von ihren Eltern via Social Media vermarktet werden. Beschrieben wird darin die Entführung der sechsjährigen Influencerin Kimmy; dies aus Sicht der Polizistin Clara. Als literarisches Stilmittel sticht heraus, dass die Inhalte der Videos in der Form von Polizeiprotokollen beschrieben sind, und es ist bedenklich, wie viel Unbehagen diese an sich wertungsfreie Darstellung auszulösen vermag. Neben einem gelungenen und spannenden Krimi wirft das Buch – als dezidiertes Anliegen der Autorin – wichtige Fragen auf: einerseits in Bezug auf die Sicherheit der Kinder, deren Leben im Internet für jedermann zugänglich ausgebreitet wird, andererseits aber auch im Hinblick auf deren langfristige psychische Gesundheit und was es in einem Kind auslöst, wenn die eigene Mutter zugleich auch seine Chefin ist.

Den am Kinderschutz interessierten Rechtswissenschaftler regt diese Lektüre zum Nachdenken an. In welchem Rahmen ist «Sharenting» – die stolzen Eltern teilen ihr Familienglück online – zulässig? Und wie sieht die Rechtslage aus, wenn Kinder als kleine Influencerinnen und Influencer bereits Geld für die Eltern erwirtschaften (müssen)? Der Einsatz minderjähriger Schauspielerinnen und -spieler unterliegt in der Schweiz einer Bewilligungspflicht – können solche Vorschriften in der Familie auch zur Geltung kommen? Gerade den Eltern kommt aus juristischer Perspektive eine interessante Rolle zu, denn einerseits sind sie für den Schutz ihrer Kinder verantwortlich, andererseits profitieren gerade sie in den genannten Konstellationen von etwaigen Rechtsverletzungen. Dem Kinderschutzrecht werden die offenen Fragen jedenfalls nicht ausgehen. «Die Kinder sind Könige» vollbringt das Kunststück, sowohl zu unterhalten als auch gesellschaftskritisch zu sein, und erfüllt damit eine wichtige Aufgabe der Literatur. Es handelt sich, um es mit «Le Figaro» auszudrücken, um einen «faszinierenden und notwendigen Roman».



Delphine de Vigan
**Die Kinder sind
Könige**
DuMont, Köln 2022
(franz. Erstausgabe
2021)

Quod felix faustum fortunatumq; sit uniuersae patriae DEO opt. max.
 annuente Collegium religiosorum societatis IESV ceptum est Lucernae
 Helueticorum Olym piadis. 967. anno. 3. Urbis autem conditae. 2329. Huma-
 nae redemptionis. 1577. Libertatis patriae. 245. pontificatus. SDN.
 Gregorij 13. anno. 6. indictione. 5. Imperatoris uero Rudolphi. 2.
 anno. 1. die. 10. mensis Maij.



STADT-ARCHIV
 LUCERN

Religio IESV sociorum nomine clara
 Firmata est isto perpetuanda loco:
 Anno cum Christi millesimo septuaginta.
 Septem et quingentos annuenerunt solent.
 Bis quoc; quina dies May celebratur huius
 Auspicium tantis principumq; boni.

Cyano. II.
 11. 1.




Fundstück

URSPRUNG DER UNIVERSITÄT

In ihrer jetzigen Form gibt es die Universität Luzern seit dem Jahr 2000 – ihre Wurzeln reichen jedoch bis ins Jahr 1574 zurück. Hintergrund bildet eine dramatische Polarisierung: Reformation und katholische Reform teilten damals die Eidgenossenschaft in zwei grosse Blöcke. Dies in puncto Religion und Mentalität, aber auch hinsichtlich des kulturellen Lebens und damit der Bildung. Zürich, Bern, Genf und Lausanne gründeten höhere Schulen, in Basel erhielt die Universität ein konfessionell reformiertes Profil. Die katholische Seite geriet ins Hintertreffen und suchte energisch nach Wegen, aufzuschliessen. Eine eigene Bildungseinrichtung für Söhne aus den katholischen Gebieten der Eidgenossenschaft sollte Abhilfe schaffen. Schliesslich wurde Luzern als Standort ausgewählt.

Als Speerspitze der Gegenreformation galt der Jesuitenorden. So kam es, dass die Luzerner Regierung ein beträchtliches Stiftungskapital beschaffte und den Papst darum bat, Jesuiten zu entsenden. Die ersten drei Patres trafen im August 1574 ein und begannen in einem Provisorium mit dem Unterricht. Beinahe wäre die definitive Schulgründung gescheitert, denn die Jesuiten forderten eine deutlich bessere Ausstattung. Im Mai 1577 wurde die neue Stiftung mit dem Stiftungsbrief – siehe Abbildung links – besiegelt («IHS» = *Iesum Habemus Socium*; dt. *Wir haben Jesus als Gefährten*). Die Regierung übernahm für 20 Lehrer den Unterhalt und stellte die Einrichtungen zur Verfügung. Als Niederlassung und Kollegiumsgebäude diente der Rittersche Palast – es ist heute der zentrale Teil des Regierungsgebäudes. Das Schulhaus wurde zwei Jahre später fertiggestellt. Auch dieses existiert, notabene als Neubau, noch und ist der Sitz des Bildungs- und Kulturdepartementes. Für den Gottesdienst richtete die Stadt zunächst innerhalb des Ritterschen Palastes eine Hauskapelle ein. Später liess sie die Jesuitenkirche bauen, die an der Westseite des Kollegiums als Flügel angefügt wurde.


 **Ausführlichere Fassung (Stationen 3 und 4):**
www.weg-der-universitaet.ch



Die Zahl

So viele Tausend, also **32 000**, Hospitalisierungen pro Jahr gingen in der Schweiz zwischen 2012 und 2019 auf unerwünschte Arzneimittelwirkungen zurück. Dies zeigt eine Studie, geleitet von Privatdozent Patrick Beeler, Forschungsleiter des «Zentrums für Hausarztmedizin und Community Care». Die häufigsten dabei festgestellten Nebenwirkungen betrafen das Verdauungssystem (etwa Magen-Darm-Entzündungen), das Urogenitalsystem (zum Beispiel akutes Nierenversagen) und den mentalen bzw. Verhaltenszustand (wie Opiat-Abhängigkeit).

In der Schweiz ist medizinisches Personal verpflichtet, solche Fälle bei Swissmedic, der schweizerischen Zulassungs- und Aufsichtsbehörde für Arzneimittel, zu melden. Im untersuchten Zeitraum gingen hier Meldungen zu 14 109 Hospitalisierungen und zu 700 Todesfällen ein. Die Melderate wird in der Studie somit auf 5 bzw. 12 Prozent geschätzt.

 **Abruf der Studie:**
www.unilu.ch/magazin-extra



FOKUS: TIER

Der beste Freund des Menschen – der beste Freund des Tieres? Das Phänomen «Tier» aus der Perspektive der Kulturwissenschaften, der Wissenschaftsforschung, der Geschichtswissenschaft, der Theologischen Ethik und der Rechtswissenschaft.



«JE ÄHNLICHER, DESTO SCHÜTZENS- WERTER»

Interview: Dave Schläpfer

Tiere – nicht mehr länger nur Objekte, sondern eigenständige Akteure: Darauf zielt der neuere kulturwissenschaftliche Blick ab. Damit verbunden: die Erkenntnis der untrennbaren Verflechtung von Mensch und Tier.

«Bella ist eine ganz Liebe. Wenn ich von der Arbeit heimkomme, steht sie bereits mit der Leine im Mund bereit. Heute ist ihr Geburtstag, ich habe ihr einen schönen Knochen gekauft.» Marianne Sommer, wie beurteilen Sie diese Aussage als Kulturwissenschaftlerin, was gelangt darin zum Ausdruck?

Marianne Sommer: Haustier-Halterinnen und -Halter neigen wohl dazu, ihren tierlichen Gefährten Subjektivität zuzugestehen. Gleichzeitig führen Hunde kaum selbstbestimmte Leben. Menschen «halten» Hunde. Diese Art des Umgangs würde in Bezug auf einen anderen Menschen strafrechtlich geahndet. Das Feiern eines Geburtstags macht vermutlich eher den Menschen glücklich als das Tier, auch wenn sich Bella sicher über den Knochen freut. Persönlich finde ich die obige Aussage eher unproblematisch in Anbetracht des Ausmasses, das die Anthropomorphisierung, also Vermenschlichung, von Haustieren mitunter annimmt. Die Hundehalterin in Ihrem Beispiel brät wenigstens kein Filet Mignon oder backt dem Hund einen Kuchen. Sie schenkt ihm kein Haute-Couture-Kleidchen, eine ausgefallene Frisur oder einen Aufenthalt im Wellnesshotel für Hunde. Die Haustierindust-

rie ist natürlich ein Thema für sich – und ein Milliardengeschäft.

Solche und verwandte Fragestellungen und Themen werden im Rahmen der «Animal Studies» bzw. der «Animal-Human Studies» erforscht, be- und verhandelt. Was macht diese aus, was sind ihre Grundannahmen, unter welchen Voraussetzungen ist dieser relativ neue Forschungszweig «aufgetaucht»?

In den 1980er Jahren entstanden im englischsprachigen Raum diese sogenannten Animal Studies oder Human-Animal Studies. Als begründender Text wird gern John Bergers «Why Look at Animals?» von 1980 herangezogen. Die Beschäftigung mit Tieren ist in den Geistes- und Sozialwissenschaften nicht neu – man denke etwa an die Wissenschaftsgeschichte –, aber neu ist die Frage nach der Akteurschaft der Tiere. Der Fokus liegt dabei auf der Art und Weise, wie Tiere unsere Geschichte und Gegenwart beeinflussen. Welche Wirkmacht haben sie? Sehr augenfällig ist etwa die wichtige Rolle von Tieren in den beiden Weltkriegen oder im Kolonialismus. Zentrale Fragestellungen zielen auf die Geschichte der Grenzziehung zwischen «Mensch» und

«Tier» und den Wandel und die kulturelle Vielfalt in den Tier-Mensch-Beziehungen. Im deutschen Sprachraum sind die Human-Animal Studies jünger. 2012 erschien hier mit «Tierstudien» die erste Zeitschrift. Aber auch in der deutschsprachigen Geschichte, Soziologie, Philosophie, Ethnologie, Politikwissenschaft, Religionswissenschaft, Literaturwissenschaft etc. hat das Tier als Teil der menschlichen Gesellschaft und Geschichte, als ästhetischer Gegenstand und als von konstitutiver Bedeutung für unser Selbst- und Weltverständnis an Aufmerksamkeit gewonnen.

Neben «Haustieren» – wie im Beispiel zu Beginn – bestehen «Wildtier» und «Nutztier» als weitere Kategorisierungen. Was macht die Idee vom «Nutztier» aus? Was lässt sich zum Phänomen sagen, dass menschliche Handlungen bei «Nutztieren» – etwa das Mästen, Töten und Verzehren – legitim scheinen, derweil dieselben Praxen bei «Haustieren» strafrechtlich relevant wären?

Mit solchen Paradoxen scheint der Mensch leben zu können. Wir haben eine gewisse Widersprüchlichkeit in der Haltung und im Verhalten bereits im Zitat der Hundehalterin zu



Beginn festgestellt. Wir verdrängen und verstecken gut. So wurde etwa das Schlachten von Tieren bei uns im Verlaufe der Geschichte aus dem Alltag an die Stadtränder verdrängt, quasi unsichtbar gemacht. Das Fleisch kommt sauber und schön verpackt aus dem Supermarkt. Darüber hinaus durchziehen Hierarchien die Mensch-Tier-Beziehungen. Wir tendieren dazu, Tiere, die uns ähnlicher sind, die Dinge können, die uns auszeichnen, als schützenswerter zu erachten. Menschenaffen können über symbolische Systeme mit uns kommunizieren, sie entwickeln eigene «Kulturen» und sind uns genetisch am nächsten. Das sind Argumente, die im «Great Ape Project» eingesetzt werden, um die Ausweitung gewisser Menschenrechte auf Menschenaffen zu erreichen. Aber Intelligenz wird generell als ein Kriterium für Wertigkeit herangezogen. Für uns gibt es *das* Tier also nur in genereller Abgrenzung zu *dem* Menschen – in der grundlegenden Dichotomie von Mensch und Tier. In Wahrheit hierarchisieren wir aber innerhalb beider Kategorien stark.

Vermeintlich Naturgegebenes als kulturelle Konstruktion ... Wird man als «Animal-Human

Studies»-Forschende/r automatisch zur Tierleid-Vermeiderin, zum Veganer? Respektive: Wie viel «Engagement» steckt in diesem Wissenschaftszweig, wie viel Wille (oder Verlockung) neben der «reinen» Erforschung auch zur Aufdeckung und Sprengung vorherrschender und als Missstand empfundener Denkmuster, zur «Auf-Klärung»?

Diese Frage hat Sprengkraft und hat zu einer gewissen Ausdifferenzierung geführt. Forschende in den Human-Animal Studies sind nicht zwingend auch politisch aktiv oder führen einen vegetarischen oder veganen Lebensstil. Politischer Aktivismus zeichnet die Critical Animal Studies aus. Die Human-Animal Studies haben Vorderhand ein genuin erkenntnistheoretisches Interesse am Tier: Was lernen wir mehr über unsere Vergangenheit und Gegenwart, wenn wir die Tiere miteinbeziehen in die Forschung? Eine Betrachtung der Mensch-Tier-Beziehungen vermittelt einen neuen Blick auf die Menschen. Gleichzeitig denke ich, dass ein gewisser aufklärerischer Anspruch stets besteht. Aber gilt das nicht für alles Forschen?

Sie haben sich in diesem Herbstsemester mit den Studierenden damit befasst, «wie die



Marianne Sommer

Professorin für Kulturwissenschaften

www.unilu.ch/marianne-sommer



Boris Previšić

Titularprofessor für Literatur- und Kulturwissenschaften; Direktor des «Urner Instituts Kulturen der Alpen an der Universität Luzern»

www.unilu.ch/boris-previsic



Christoph Hoffmann

Professor für Wissenschaftsforschung

www.unilu.ch/christoph-hoffmann

Oben: «Süßes Comic-Figürchen»: blaue Federlibelle – Porträt eines «Individuums»? Seiten 14/15: Schönheit der Natur, Schönheit der Naturfotografie.

FOKUS: TIER

Tiere zu einer Stimme kamen». Was ist damit gemeint?

Im Seminar näherten wir uns den Animal Studies über den vielfältigen Aspekt der Stimme, im wörtlichen wie übertragenen Sinn. Wir betrachteten filmische Inszenierungen und wissenschaftliche Untersuchungen tierlicher Laute und die gesellschaftliche Forderung nach einer politischen Stimme für Tiere. Dies äusserte sich bereits im Rahmen der Tierrechtsbewegungen des 19. Jahrhunderts in Propaganda-Cartoons, in denen Tiere mit Sprechblasen versehen wurden, um auf ihr Leid aufmerksam zu machen.

Dieses Interesse an tierlichen «Stimmen» führte auch in die Mediengeschichte. Mit dem Aufkommen des Phonographen im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts wurden erstmals Tierlaute aufgezeichnet, für Wissenschaft, Tiererschutz und Unterhaltung. Die Frage, ob gewisse Tiere eine eigene Sprache haben, wird schon sehr lange gestellt, und mit dieser Technik versuchte man auf neue Art und Weise, sie zu beantworten. Manche frühen «Tierdokumentarfilme» – darunter sicher Disneys «True-Life Adventures» – sagen kaum etwas über die Tiere aus, sondern sind Trickfilmen nachempfunden. Dasselbe gilt für frühe Filme von Tieren, die in Zoos realisiert wurden. In diesen kam zumeist menschliches Voiceover zum Einsatz, um Komik zu erzeugen. Aber selbst diese Art von Filmen stand im Zusammenhang mit Tier- und Naturschutzbewegungen. Auch sie wurden also als eine Möglichkeit gesehen, den Tieren eine Stimme zu geben.

Durch unser ganzes Seminar zog sich die Frage nach der Rolle von Anthropomorphismus. Natürlich können wir Tiere nur mit unseren Sinnesorganen wahrnehmen und in unseren Zeichensystemen erfassen und beschreiben. Aber ab wann geht die Vermenschlichung zu weit? Wann werden die Tiere vollends kulturell überschrieben? Oder wann ist Anthropomorphismus eine gute Strategie, um in der Rolle von Fürsprecherinnen und -sprechern auf die Anliegen von Tieren aufmerksam zu machen? Eng verbunden mit solchen Fragen und jener nach einer Akteurschaft von Tieren ist neben der Medientechnik- auch die Emotionsgeschichte.

Hintergrund des Seminars war eines Ihrer eigenen Forschungsprojekte, aus dem unter anderem der Band «Zwitschern, Bellen, Röhren. Tierlaute in der Wissens-, Medientechnik- und Musikgeschichte» hervorging.

In diesem Rahmen habe ich zum Beispiel die Rolle von Tieren im Londoner Zoo während des Zweiten Weltkriegs angeschaut. An diesem historischen Schauplatz kam all das oben Genannte zusammen. Man machte trickfilmartige Filme, nahm Tierstimmen auf und liess diese in Experimenten den Tieren wieder vorspielen, um ihre Funktion zu ergründen. Man plante ein Kino im Zoo, wo auch Disney-Filme gezeigt werden sollten. Der Biologe und Zoodirektor Julian Huxley war als Tier- und Naturschützer aktiv, fertigte selber Dokumentarfilme an und nahm gern Zootiere mit zu seinen aufklärerischen Vorträgen. Die tierlichen Stimmen wurden schliesslich auch dem Lärm der Moderne und des Krieges entgegengehalten. In den Zoofilmen und durch Huxleys Erforschung der Frage, wie Tiere auf den Lärm der Bombardierungen reagieren, wurden die Zootiere Akteure in der Verbreitung der Moral «Britain Can Take It».

Ebenfalls in diesem Herbst durfte der integrierte Studiengang «Kulturwissenschaften» sein 20-jähriges Bestehen feiern. Was ist mit «integriert» gemeint? Und ist darin vielleicht zugleich die Antwort dafür zu sehen, weshalb sich die Kulturwissenschaften so gut (auch) zur Erforschung von Tier-Mensch-Beziehungen eignen?

Ja, der Studiengang Kulturwissenschaften ist einzigartig. Die Studierenden wählen eines der Fächer der Fakultät als Hauptfach. Statt Nebenfächern studieren sie aber integriert: Sie setzen sich selbst inhaltliche oder theoretisch-methodische Schwerpunkte und studieren über die Fächergrenzen hinweg. Zusätzlich fungieren die Lehrangebote in den Kulturwissenschaften als Brücke zwischen den Fächern. Gerade die neueren Forschungsfelder in den sogenannten Studies stehen für diese Form der Transdisziplinarität. Tier-Mensch-Beziehungen sind allgegenwärtig und tangieren sämtliche gesellschaftlichen Bereiche. Sie sind so alt wie die Menschheit und so vielfältig wie die menschlichen Kulturen. Die Human-Animal Studies sind daher dezidiert interdisziplinär: Sie nehmen sämtliche Zeiten und Bereiche in den Blick, in denen Tiere eine Rolle spielen.

Boris Previšić, auch Sie befassen sich unter anderem mit Flora und Fauna; einen Ihrer je länger, je mehr in Erscheinung getretenen Schwerpunkte stellt der kulturwissenschaftliche Blick auf das Anthropozän dar.

Boris Previšić: Unser kulturwissenschaftlicher Blick war bis vor Kurzem noch vor der bewussten Wahrnehmung des menschlichen Einflusses auf unseren Planeten verstellt. Dazu zähle ich auch meinen Blick, bis mich das erste Mal das Scheitern der Klimakonferenz in Kopenhagen 2009 und dann endgültig das Pariser Klimaabkommen 2015 wachgerüttelt haben. Ich möchte damit nicht sagen, dass in der Kulturwissenschaft Ungleichheit und Intersektionalität, Diversität und Postkolonialismus, Kunstformen und Populärkulturen nicht mehr von Bedeutung sind. Im Gegenteil: Sie werden durch das Anthropozän eigentlich nochmals verschärft, seit die Erdgeschichte die Humangeschichte überrollt, seit sich der Klimawandel schneller als der Kulturwandel vollzieht und wir die grösste Biodiversitäts-Krise nicht nur seit Menschengedenken, sondern in der Evolutionsgeschichte überhaupt angestossen haben.

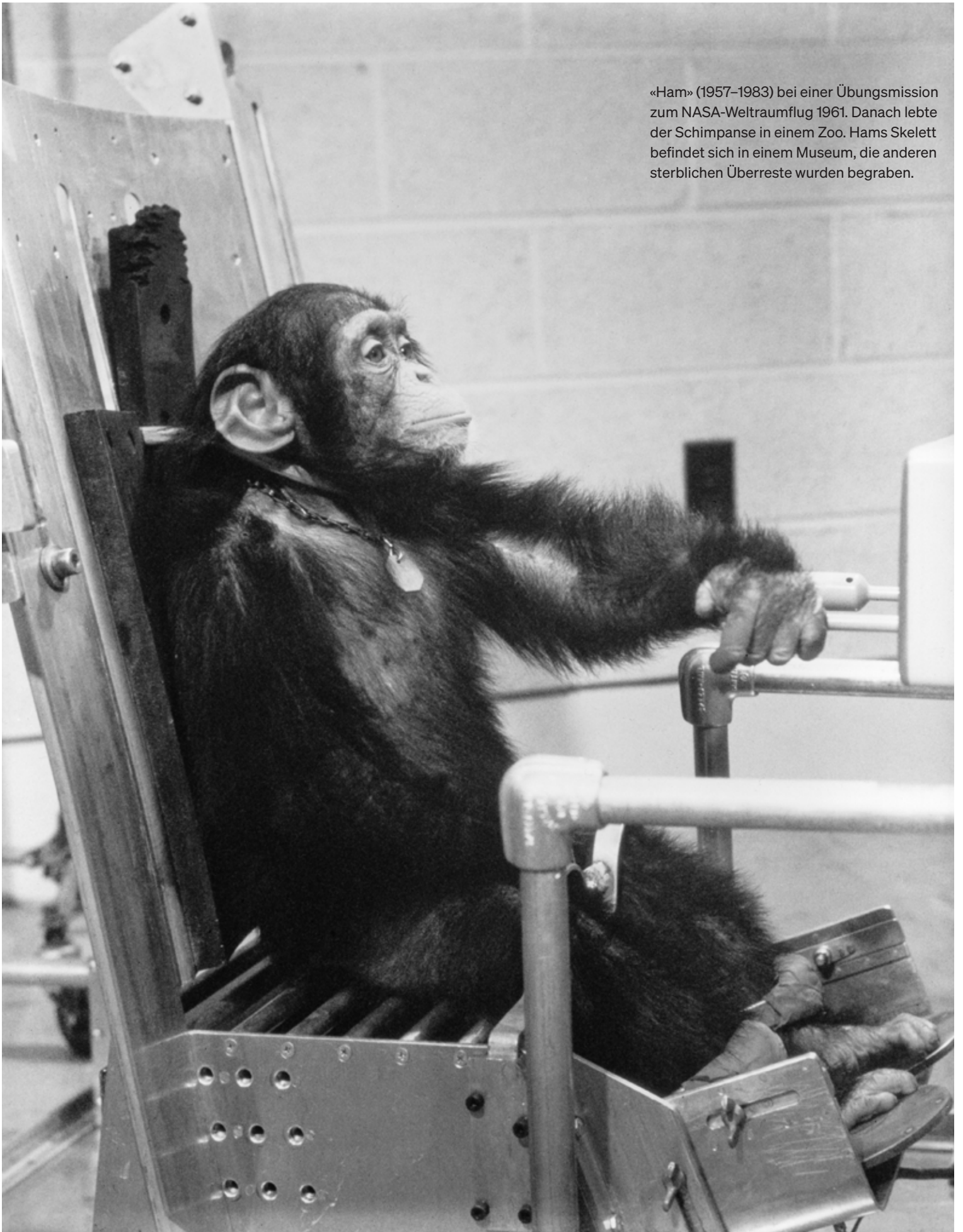
Und wie ist die Tierwelt hier zu verorten?

Beginnen wir bei den Säugetieren, die uns am nächsten sind und am ehesten auch – unabhängig davon, wie man dazu steht – anthropomorphisiert werden können. Folgen wir der Studie von Yinon M. Bar-On und weiteren Forschenden von 2018, sind weltweit 60 Prozent der gesamten Biomasse aller Säugetiere Nutztiere. Der Mensch macht zusätzliche 36 Prozent aus, während wilde Säugetiere nur noch gerade 4 Prozent darstellen. Zu Recht spricht der Philosoph Peter Sloterdijk in seiner jüngsten Publikation «Die Reue des Prometheus» bei der industriellen Massentierhaltung vom grössten Gulag des 21. Jahrhunderts. Die Befreiungsgeschichte des Menschen ist bisher nicht nur fossilgetrieben, sondern auch eine veritable Unterdrückungsgeschichte der Säugetiere und Vögel. Als Menschheit sind wir noch nie so rabiat mit der Tierwelt umgegangen wie heute.

Auch hier – siehe die bereits Professorin Sommer gestellte Frage – schreit alles nach «Aktion». Und dies zeigt sich ja auch in den Titeln Ihrer jüngsten Publikationen: «Zeitklaps» und «CO₂ – Fünf nach Zwölf». Wissenschaft als «Handeln», als «Engagement»?

Natürlich ist hier nicht mehr nur Analyse gefragt, sondern gerade aus Sicht der Kulturwissenschaft konsequentes Handeln angesagt. Nur mit einem immensen Verdrängungsapparat können wir die gegenwärtigen «Kulturleistungen» im Weiter-wie-Bisher, abgekoppelt von unseren Le-

«Ham» (1957–1983) bei einer Übungsmission zum NASA-Weltraumflug 1961. Danach lebte der Schimpanse in einem Zoo. Hams Skelett befindet sich in einem Museum, die anderen sterblichen Überreste wurden begraben.



FOKUS: TIER

bensgrundlagen, von Atmosphäre und Biosphäre, mehr schlecht als recht aufrechterhalten. Darum ist die massive Reduktion unseres Fleischkonsums keine Frage individueller Einstellung, sondern von grösster gesamtgesellschaftlicher Relevanz. In der Aufklärung ging man noch von unbegrenzten Ressourcen auch in Bezug auf die Tierwelt aus. Heute sind wir darauf angewiesen, die Begrenztheit unserer Lebensgrundlage genau zu kennen. Wir müssen also nicht nur Befreiungsdiskurse führen, sondern die Zahlen der planetaren Grenzen im Verhältnis zu unserem Lebensstandard genau kennen. Und dazu gehört auch die Tatsache, dass wir noch nie in der Menschheitsgeschichte so sehr in die Tierwelt verstrickt waren wie heute. Wir haben die planetaren Grenzen bei weitem überschritten, und Tiere sterben aus – wie noch nie in der Erdgeschichte.

Christoph Hoffmann, auch bei Ihnen als Wissenschaftsforscher kommt der «Tier»-As-

pekt immer wieder zum Tragen, im vergangenen Herbstsemester auch in der Lehre, und zwar standen Experimente im Fokus. Häufig ist diesbezüglich euphemistisch von «Tierversuchen» die Rede ...

Christoph Hoffmann: Bei Tierversuchen wird zumeist an Mäuse und Ratten in kleinen Käfigen gedacht, an Wirkstofftests und Verträglichkeitsprüfungen, oder an neurophysiologische Experimente mit Primaten. Diese Art von Tierversuchen ist heute sehr hoch reguliert und insgesamt auf dem Rückzug. Grundsätzlich ist jeder Tierversuch genehmigungspflichtig, und die Forscherinnen und Forscher müssen detailliert darlegen, wie sie ihr Forschungsziel mit welcher Anzahl von Versuchstieren – Stichwort «statistical power» – erreichen wollen. Aber ja, am Ende sind viele dieser Tiere tot, sie werden verbraucht, geopfert, «sacrificed» in der Sprache des Labors, sterben vorzeitig und können auf jeden Fall, sollten sie überleben, selbst wenn es Wildfänge waren

(was kaum der Fall ist), aus Vorsichtsgründen nicht freigelassen werden – und sie würden da draussen auch kaum überleben.

Nun hiess der Titel Ihres Seminars ja bewusst «Tiere im Experiment».

Ja, genau, denn die Spannweite dessen, was unter Tierversuchen zu verstehen ist, ist viel breiter. Experimente mit Tieren spielen in den Kognitionswissenschaften eine wichtige Rolle, wir kennen die sprachbegabten oder nicht sprachbegabten Primaten und die klugen Krähen, die Werkzeuge benutzen. Auch Teile der Verhaltensbiologie arbeiten mit Experimenten – und dies teilweise direkt im Feld, zum Beispiel mit Interventionen in den gewöhnlichen Lebensraum. Ich denke an ein Experiment, in dem untersucht wurde, wie zusätzlich ins Terrain eingebrachte Behausungen das Verhalten ortsansässiger Gruppen von Fischen gegenüber ortsfremden Fischen derselben Art veränderte. Solche Tierversuche



sind, man könnte sagen, minimalinvasiv. Die Veränderungen werden nach dem Experiment rückgängig gemacht, die Fische müssen für die Aufzeichnung ihrer Bewegungen durch ein Videosystem nicht markiert werden.

Wann und unter welchen Annahmen ist es überhaupt dazu gekommen, dass mit Tieren – im Grunde ja keineswegs eine Selbstverständlichkeit – experimentiert wurde?

Was hat sich im Laufe der Zeit verändert?

Eng gefasst wird man von Tierexperimenten erst seit dem 19. Jahrhundert sprechen können – umstritten waren sie schon zu dieser Zeit. An der Diskussionslage hat sich seither wenig geändert, hingegen sehr viel, ich habe es schon erwähnt, an der Regelungsdichte. Wie weit Tierexperimente ethisch zu rechtfertigen sind, überlasse ich den zuständigen Gremien. In meinen Augen gibt es hier allerdings keine schlagenden Kriterien, etwa die regelmässig angeführte Schmerzempfindlichkeit. Mit Ver-

weis auf solche Aspekte wird auf eine mehr als merkwürdige Weise die Gesamtheit der Tiere in solche unterteilt, die unsere Zuwendung und unseren Schutz erhalten, und in solche, die dessen nicht «würdig» sind.

Was steht denn im Fokus Ihrer eigenen Forschung?

Versuche mit Tieren sind notwendige Versuche, die sich Menschen ausgedacht haben unter Voraussetzung menschlicher Begriffe und angeleitet von menschlichen Erkenntnisinteressen. Anders gesagt: Tierversuche können gar nicht anders als anthropomorph sein. Die entscheidende Frage ist, ob die Forscherinnen und Forscher diesen Umstand hinreichend bedenken und durchschauen können oder in einem Anthropozentrismus hängen bleiben. Dazu kommt, dass Lebewesen untereinander variieren, dass sie Individualität besitzen (und zwar selbst dann, wenn es sich um genetisch homogene Zuchten handelt). Ein

Spinnenforscher hat uns einmal in aller Selbstverständlichkeit berichtet, dass, wenn er morgens in sein Labor kommt, sofort sieht, mit welchen Tieren er an dem Tag arbeiten kann und welche keine Lust haben.

Ich schaue mir an, manchmal direkt, manchmal in der Literatur, wie Forscherinnen und Forscher diese Umstände in ihren Untersuchungen berücksichtigen, wie sie es zum Beispiel schaffen, dass Tiere in ihren Versuchen mittun, und welche Mittel sie finden, sich der Wahrnehmungs- und Erfahrungswelt von Tieren anzunähern. Das geht oft, unfreiwillig, mit einem Nachdenken darüber einher, was denn an einem Weltzugang oder Weltverständnis speziell menschlich ist. Was mich am meisten fasziniert: Dass wir, wir Menschen, sieht man einmal von dem kleinen Ausschnitt der Haus- und Heimtiere ab, für fast alle Tiere nichts sind, nur ein Stück Hintergrund, eine Störung höchstens, jedenfalls nichts, das der Mühe der näheren Betrachtung lohnt.

KÖNIGLICHE FALKEN

Text: Nadir Weber

Falken wurden von den Mächtigen über Jahrhunderte als Jagdhelfer eingesetzt. An den barocken Fürstenhöfen erhielten sie eine besonders grosse Bühne. Dahinter steckten eine komplexe Logistik und globale Tier-Biografien.

Am 7. Mai 1714 ereignet sich im Park der königlich-preussischen Residenz von Potsdam Dramatisches. Wie in einem zeitgenössischen Bericht zu lesen ist, wurde der «beste Falcke des Königs» bei seiner Attacke auf einen Reiher hoch oben in der Luft von dessen spitzem Schnabel aufgespiesst, sodass «beyde todt zur Erden gefallen» seien. Friedrich Wilhelm I., untröstlich über diesen Verlust, gab sogleich den Befehl zu einem feierlichen Begräbnis. Der Monarch und die Granden seines Hofes begaben sich «en procession» zum Grabplatz, wo der Vogel «eingscharret» und eine «Ehren- und Gedächtnüs Seule» aufgerichtet wurde. Deren Inschrift bestand aus einem Gedicht in fünf Strophen, das den Heldenmut des «Schwarzen Falcken» besang und dem Gefallenen ewigen Ruhm versprach.

Symbol militärischer Tugend

Das Gedicht, das von der königlichen Hof-Druckerei vertrieben wurde, machte aus dem Schicksal des Jagdfalken ein Modell für die adligen und nichtadligen Untertanen des «Soldatenkönigs»: «Ihr, die ihr Helden-Blut in euren Adern hegt, / Sagt, ob sich solches nicht bey diesem Anblick regt. / Und ob ein jeder sich nicht sollte glücklich schätzen, / Vor einem

solchen Herrn sein Leben aufzusetzen.» Lange Zeit, bevor Kampfflugzeuge englisch als «Falcon» oder «Hawk» bezeichnet und trainierte Greifvögel zur Abwehr von Kampfdrohnen eingesetzt wurden, standen Falken also für militärische Tugend und Schlagkraft. In einer Zeit, in der Fliegen auch für ambitionierte Monarchen ein unerreichbarer Traum war, versprachen sie Raumbherrschaft in der dritten Dimension.

Doch an den barocken Fürstenhöfen des 17. und 18. Jahrhunderts waren Falken noch weit mehr. Die mit Hauben versehenen Greifvögel lebten teilweise in den Gemächern der Könige und wurden mit diesen auf zahlreichen Porträts abgebildet. Sie wanderten als diplomatische Geschenke zwischen den Höfen hin und her und galten als Verkörperung nicht nur von Adelstugenden, sondern auch von königlichem Rang. Insbesondere die grossen nordischen Gerfalken waren ein unerlässliches Statussymbol. In den republikanischen Niederlanden existierte eine Börse, auf der Falken an den meistbietenden Fürsten verkauft wurden. Und ganze Heere von Berufsfalknern sorgten an den Höfen dafür, dass es den anspruchsvollen Vögeln nie an Frischfleisch und Pflege fehlte.



Einfangen, immer wieder aufs Neue

Wenn wir die Perspektive umkehren und nicht nur nach der Nutzung von Jagdfalken durch Adel und Fürsten fragen, sondern anhand von überlieferten Schrift- und Bildquellen sowie Vogelpräparaten auch ihre Biografien zu rekonstruieren versuchen, zeigen sich noch viel weiter reichende Verbindungen. Denn Falken konnten vor der Mitte des 20. Jahrhunderts nicht in Gefangenschaft gezüchtet werden, sondern wurden immer wieder von Neuem als Wildtiere gefangen und dann schrittweise zu Jagdzwecken abgerichtet. Bevor sie in die ausgeklügelten Fallen der Vogelfänger gingen, hatten sie bisweilen bereits Hunderte von Kilometern zurückgelegt.

Sakerfalken etwa brüteten in Zentralasien und wurden auf ihrem winterlichen Durchzug nach Nordafrika auf Malta eingefangen. Von dort aus kamen sie als Geschenke des Grossmeisters der Malteserritter per Schiff und Kutsche nach Versailles zum französischen König. Manche der wertvollen Tiergeschenke erreichten ihr Ziel aber nie, weil die Schiffe in den Herbststürmen des Mittelmeers untergingen oder von Piraten gekapert wurden. Die an den Höfen besonders beliebten weissen Gerfalken stammten ursprünglich aus Grönland. An der kargen Westküste Islands lenkten sie die lokalen Vogelfänger mithilfe von Lockvögeln in ihre Fangnetze. Via Dänemark gelangten sie an die Höfe Europas. Wenn sie dann etwa am Kaiserhof in Wien ankamen, lag eine halbe Weltreise hinter ihnen.

Musikalisch untermalte «Show»

Manche der sensiblen Greifvögel waren von den erzwungenen Reises Strapazen so gezeichnet, dass sie binnen kurzer Zeit verstarben. Jene, die überlebten, wurden von den Hof Falknern schrittweise an die Gesellschaft von

Menschen und Hunden gewöhnt und dann für die Jagd abgerichtet. Kooperation konnte nicht erwartet, sondern musste mit Frischfleisch erkaufte werden. Erst dann waren die Vögel bereit, unnatürlich grosse Beutetiere wie Reiher und Rotmilane anzugreifen und nach erfolgreicher Jagd auf die mit einem Handschuh geschützte Faust ihres Herrn zurückzukehren. Wenn hinter den Kulissen genügend geübt worden war, wurden die Falken schliesslich auf die grosse Bühne gelassen: Vor dem versammelten Hofstaat attackierten sie ihre Beute hoch oben in der Luft, musikalisch untermalt von Pauken- und Trompetenklängen.

Die dramatische Inszenierung der höfischen Falkenjagden passte sich ein in eine barocke Hofkultur, welche die Welt selbst als ein grosses Theater begriff. Alle mussten ihre Rolle spielen, auch die königlichen Pferde, Hunde oder Falken. Besonders erfolgreiche Greifvögel wurden auf Porträts mit Angaben ihrer Namen und Taten verewigt – dem Hofadel zum Vorbild. Nicht alle Falken folgten jedoch den von Menschen erdachten Skripts. Immer wieder kam es vor, dass Vögel bei der Jagd, statt sich kühn auf den Reiher zu stürzen, ihrerseits das Weite suchten. Manche wurden Jahre später in anderen Gegenden Europas erneut gefangen und anhand ihrer Metallringe identifiziert. Andere aber entflohen der höfischen Welt und damit auch der überlieferten Geschichte.



Nadir Weber

«Eccellenza»-Assistenzprofessor für Neuere Geschichte. In seiner in diesem Herbst an der Universität Luzern angenommenen Habilitationsschrift «The Rulers' Raptors. Falcons and the Making of Royalty in Early Modern Europe» geht es um die Thematik dieses Beitrags.

 www.unilu.ch/nadir-weber

Reglementierte Sicht: Präparat eines am Kaiserhof in Wien zur Jagd eingesetzten weissen Gerfalken mit bestickter Falkenhaube, zirka 1793.



TIERE – EINIGE ETHISCHE ÜBERLEGUNGEN

Text: Peter G. Kirchschräger

Wie soll der Mensch mit Tieren umgehen?
Aus ethischer Sicht sollte der Eigenwert der Tiere respektiert
sowie gleichzeitig der Würdebegriff für Menschen vorbehalten bleiben.
Eine Herleitung, welche die Komplexität der Thematik aufzeigt.

Zu Beginn erscheint es wichtig, drei primäre Grenzen der nun folgenden Ausführungen hervorzuheben: Erkenntnistheoretisch gilt es zu bedenken, dass es hier erstens ein Mensch ist, der von einem menschlichen Standpunkt aus über Tiere aus einer ethischen Perspektive nachdenkt. Zweitens werden diese ethischen Überlegungen innerhalb der Grenzen der menschlichen Vernunft angestellt. Drittens stützen sie sich auf den heutigen Stand der sich ständig weiterentwickelnden Forschung ab.

«Würde» und «Wert»

Wenn man ethisch über Tiere nachdenkt, bietet sich auf den ersten Blick an, auch Tieren – wie den Menschen – eine Würde zuzusprechen. Bevor man dies tut, erweist es sich als ratsam, sich kurz vor Augen zu führen, was bei der Menschenwürde der Begriff «Würde» umfasst: Menschenwürde bringt ein *absolutes Instrumentalisierungsverbot* zum Ausdruck. Menschen sollen – den Überlegungen von Immanuel Kant folgend – niemals nur als Mittel zum Zweck, sondern immer auch als Zweck an sich respektiert werden. Es ist bewusst von Menschenwürde und nicht vom Wert des Menschen die Rede, um zu untermauern, dass Menschen kein Preisschild angehängt werden darf.

Im Falle von Tieren kann es durchaus legitim sein, Abwägungen anzustellen, wenn es etwa darum geht, mit Forschung an Tieren das Leben von Menschen zu retten. Daher ist der Begriff «Eigenwert der Tiere» dem Begriff der «Würde der Tiere» vorzuziehen. Der Eigenwert der Tiere legt den primären Fokus auf das Gedeihen des Tieres und sekundär auf die Schmerzempfindung.

Gleiche Rechte?

An dieser Stelle könnte jedoch der Einwand erfolgen, dass doch Tiere wie Menschen verletzbar sind sowie Schmerzen empfinden und dass somit die Grundlage für die «Würde der Tiere» sowie für die Forderung nach gleichen Rechten für Tiere wie für Menschen gegeben sei. In der Tat teilen Menschen mit Tieren ihre Verletzbarkeit und ihre Schmerzempfindlichkeit. Letzteres begründet jedoch nur die *moralische Relevanz* von Tieren, nicht aber die für die Würde notwendige *Moralfähigkeit*. Moralische Relevanz bedeutet, dass es ethisch von Bedeutung (und nicht indifferent) ist, wie man mit Tieren umgeht. Moralfähigkeit

hingegen beinhaltet das Vermögen, für sich selbst verbindliche ethische Prinzipien und Normen zu erkennen und sein Handeln daran ausrichten zu können. Während Menschen mit Moralfähigkeit gedacht werden, werden Tiere als moralisch relevant verstanden.

Diese Unterscheidung, die dann auch in der Zusprache von unterschiedlichen Rechten mündet, begründet auch das Prinzip der Verletzbarkeit. Menschen und Tiere teilen eine Verletzbarkeit. Menschen formulieren unter anderem wegen der Verletzbarkeit von Tieren für Tiere Tierschutzgesetze. Die direkte Schlussfolgerung, dass Menschen und Tiere die gleichen Rechte haben sollen, weil sie beide eine Verletzbarkeit teilen, ist insofern nicht zulässig, als drei Punkte (und davon vor allem der dritte Punkt) berücksichtigt werden sollten:

- Die Menschen einigen sich – aufgrund ihrer Verletzbarkeit – auf für sich selbst als Menschen geltende Rechte. Das Prinzip der Verletzbarkeit begründet den moralischen Anspruch, weil sich Menschen – in ein paar Worten zusammengefasst – im Zuge der Bewusstwerdung ihrer eigenen Verletzbarkeit als rationalste und klügste Lösung im Zuge der Eigeninteressenverfolgung gegenseitig Menschenwürde und Menschenrechte zusprechen, um sich vor der mit ihrer Verletzbarkeit verbundenen Ungewissheit zu schützen, da Menschen nie wissen, ob, wann und wie schlimm sich ihre Verletzbarkeit in eine konkrete Verletzung transformiert – das heisst, die Menschen wissen nie, ob sie diejenigen sein werden, die helfen müssen oder denen geholfen werden muss. Zusätzlich verfassen die Menschen für andere Wesen wie die Tiere, mit denen Menschen eine Verletzbarkeit teilen, entsprechende Tierschutzgesetze. Diese basieren auf ihrer Selbstwahrnehmung und der Wahrnehmung der eigenen Verletzbarkeit und davon abgegrenzt auf der Wahrnehmung von Tieren und deren Verletzbarkeit.
- Es ist denkbar, dass der Mensch – im Bewusstsein von und in der Anerkennung der Verletzbarkeit von Tieren – sich selbst als Mensch anders denkt als ein Tier bzw. dass der Mensch seine eigene Verletzbarkeit, die er mit anderen Menschen teilt, anders denkt als die Verletzbarkeit von Tieren.

- Beim *Prinzip der Verletzbarkeit* geht es nicht nur um die rein empirisch wahrnehmbare Verletzbarkeit, sondern es geht vor allem darum, wie der Mensch diese denkt. Im Zentrum stehen die Auseinandersetzung mit und die Reflexion der Verletzbarkeit sowie die moralischen Konsequenzen, die das Prinzip der Verletzbarkeit bei den Menschen auslöst. Der Mensch ist also nicht Träger von Menschenrechten, weil er verletzbar ist, sondern aufgrund des Prinzips der Verletzbarkeit, das zum gegenseitigen Zuspruch von Menschenwürde und Menschenrechten führt, den Unterschied zur Verletzbarkeit von Tieren deutlich macht und ein unterschiedliches Verständnis der Verletzbarkeit vom Menschen und der Verletzbarkeit von Tieren begründet. Im Unterschied denkt man – unter Berücksichtigung der eingangs formulierten Vorbemerkungen – zum Beispiel Tiere nicht unbedingt so, dass sie sich mit ihrer Verletzbarkeit auseinandersetzen und sich im Zuge der Bewusstwerdung ihrer Verletzbarkeit gegenseitig Tierrechte zusprechen.

Notwendigkeit des Tierschutzes

Gleichzeitig gilt es darauf hinzuweisen, dass hiermit nicht automatisch die Möglichkeit kategorisch verleugnet wird, dass Tieren theoretisch ähnliche oder substanziell gleiche moralische Rechte zugesprochen werden könnten. Es sollte vermieden werden, ein Konkurrenzverhältnis zwischen dem Schutz der Menschenwürde und dem Tierschutz zu konstruieren. Es handelt sich um kein Entweder-oder. Vielmehr sollte – gleichzeitig mit dem Schutz der Menschenwürde – auch der Schutz des Tieres um seiner selbst willen und des Wohls des Tieres vorangetrieben werden.



Peter G. Kirchschräger
Ordinarius für Theologische Ethik
und Leiter des Instituts für
Sozialethik (ISE)

 www.unilu.ch/peter-kirchschrager

DAS TIER IM RECHT

Text: Roland Norer

Die Bezüge der Rechtsordnung zum Tier sind vielfältig. Gerade in letzter Zeit werden verschiedene Aspekte vertieft und mitunter leidenschaftlich diskutiert.



Roland Norer
Ordinarius für Öffentliches Recht und Recht des ländlichen Raums

 [www.unilu.ch/
roland-norer](http://www.unilu.ch/roland-norer)

Rechtlich galten Tiere zunächst jahrhundertlang als Sachen, über die mehr oder minder frei verfügt werden konnte. In diesem *anthropozentrischen* Ansatz wurde aus Sicht des Menschen reguliert, Tierschutzvorschriften dienten primär der Erhaltung der tierischen Arbeitskraft und seiner Nutzung. Erst seit wenigen Jahrzehnten hat sich ein sogenannter *pathozentrischer* Ansatz durchgesetzt. Das Tier wird als Mitgeschöpf verstanden, das – unabhängig vom Menschen – als leidensfähiges Wesen um seiner selbst willen geschützt wird.

Das manifestiert sich seit 2003 im Zivilgesetzbuch, indem Art. 641a ZGB ausdrücklich normiert, dass Tiere keine Sachen sind. Freilich gelten für sie weiterhin die auf Sachen anwendbaren Vorschriften, soweit keine besonderen Regelungen bestehen.

Empfindungsfähigkeit als Kriterium

Gleichfalls Zeugnis von den geänderten Vorstellungen – allerdings mit wesentlich mehr Wirkung – liefert die moderne Tierschutzgesetzgebung, die sich seit 1978 entwickelt hat. Ihr unterliegen jedoch nur Tiere, die empfindungsfähig sind. Derzeit fallen Wirbeltiere und Panzerkrebse darunter, mit fortschreitendem

Wissensstand ist diese Bewertung jedoch jeweils neu zu beurteilen. Allgemein verboten ist jede Form der Missachtung der tierischen Würde, worunter der Eigenwert des Tieres verstanden wird. Diese Würde des Tieres wird immer dann missachtet, wenn eine Belastung des Tieres nicht durch überwiegende Interessen gerechtfertigt werden kann. Eine Belastung liegt vor, wenn dem Tier insbesondere Schmerzen, Leiden oder Schäden zugefügt werden, es in Angst versetzt oder erniedrigt wird, wenn tiefgreifend in sein Erscheinungsbild oder seine Fähigkeiten eingegriffen oder es übermässig instrumentalisiert wird.

Das Bundestierschutzgesetz klassifiziert Tiere je nach Domestikationsstatus in Haustiere und Wildtiere beziehungsweise nach Nutzungsart in Nutztiere, Heimtiere und Versuchstiere. Je nachdem kommen abweichende Regelungen ins Spiel. Die Normen enthalten zum Beispiel allgemeine Anforderungen an die Tierhaltung, Melde- und Bewilligungspflichten für bestimmte Tierarten, Regeln für Tiertransporte, Tierversuche und das Schlachten von Tieren sowie Verwaltungsmassnahmen wie insbesondere Tierhalteverbote. In langen technischen Anhängen finden sich in der Tierschutzverordnung detaillierte Vorgaben beispielsweise



betreffend Fütterung, Pflege, Auslauf, Ausstattung der Standplätze oder Liegeflächen. Gruppenhaltung, Anbindehaltung, Reproduktionsmethoden, Raumklima und Lärm sind weitere Themen. Verbotene Handlungen (zum Beispiel das Coupieren von Schwänzen und Schnäbeln) werden ebenso geregelt wie der Umgang mit Tieren an Veranstaltungen, Handel und Werbung mit Tieren sowie gentechnisch veränderte Tiere.

Eigene Rechtspersönlichkeit?

Über diese verwaltungsrechtliche Seite hinaus rückt zudem immer mehr das Thema der Grundrechte für Tiere in den Fokus. Diese insbesondere in den USA bereits seit langem geführte (rechts-)philosophische Debatte ist mittlerweile auch bei uns angekommen. Ob Tieren Rechtspersönlichkeit zuerkannt werden soll und was die konkreten Folgen einer solchen Revolution der Rechtsordnung sein könnten, wird derzeit auf akademischer Ebene – nebst vereinzelt Umsetzungsversuchen (man denke nur an die vom Bundesgericht für zulässig befundene Primateninitiative 2022 in Basel-Stadt) – diskutiert. So könnten etwa gesetzlich bestellte Vertreterinnen und Vertreter die Rechte von Tieren in Verfahren wahrnehmen (der Kanton Zürich hat in der

Vergangenheit bereits einmal über einen solchen Tieranwalt verfügt).

Neben dem Tierschutz- bzw. Tierwohlrecht betreffen noch eine Reihe weiterer Rechtsgebiete Tiere, etwa in der Tierzucht, im Veterinärrecht, bei den landwirtschaftlichen Direktzahlungen, beim Artenschutz (inklusive übergeordnetes internationales Recht wie etwa die Berner Konvention), Jagd- und Fischereirecht oder im Lebensmittelrecht. Überdies können sich interessante Interessenskonflikte auftun, etwa zwischen Freilaufhaltung und Geruchsbelästigung für die Nachbarn beziehungsweise Verbrauch von Fruchtfolgefächern, also Tierschutz gegen Immissionsschutz beziehungsweise Raumplanung.

Dem in letzter Zeit gestiegenen Interesse an der Thematik seitens der Rechtswissenschaft tragen jüngst eingerichtete Schwerpunkte an den rechtswissenschaftlichen Fakultäten der Universitäten Bern und Zürich Rechnung. An der Universität Luzern hat der Verfasser in diesem Herbstsemester ein Seminar zum Thema «Tierschutzrecht – Tiere im Recht» durchgeführt. Die Stiftung «Tier im Recht» (TIR) setzt sich bereits seit 1996 für einen starken rechtlichen Tierschutz ein.

Vollzug des bestehenden Rechts

Die Forderung nach subjektiven Tierrechten gipfelt manchmal rasch in der Ablehnung der Nutzung von Tieren, insbesondere in der Landwirtschaft. Dabei wird oft übersehen, dass sich gerade Nutztiere erst in einer engen Symbiose mit dem Menschen herausgebildet haben und ohne ihn nur begrenzt lebensfähig wären. Aus juristischer Sicht liegt das dringlichste Problem denn auch im Vollzug. Wenn die bereits heute bestehenden Tierschutzbestimmungen überall angemessen kontrolliert und mit Augenmass umgesetzt würden, wäre schon viel gewonnen – für Tier und Mensch.

«EINE WISSENSCHAFT DER MUSSE»



Eine der im Rahmen der
Recherchen in einem
Klosterarchiv gefundenen
Handschriften von 1648
(siehe nächste Doppelseite)

Interview: Franziska Winterberger

Philosoph Giovanni Ventimiglia forscht zu Aristoteles' Metaphysik. Wie sie nach Europa kam, wie sie sich wandelte und totgesagt wurde, weshalb sie heute noch wichtig ist – und was Luzern damit zu tun hat.

Giovanni Ventimiglia, womit beschäftigt sich die Metaphysik heute?

Giovanni Ventimiglia: Die Metaphysik ist eine universelle Wissenschaft, die sich mit den Eigenschaften von allem auseinandersetzt, das es gibt. Sie sucht nach allgemeinen Eigenschaften aller Entitäten in unserem Universum – von Molekülen zu Steinen, zu Gott, zum Big Bang, von den Mikroentitäten zum Makrouniversum, von Physischem, wie dem Magazin, in dem dieses Interview nun zu lesen ist, bis zu abstrakten Ideen und fiktiven Figuren wie Pegasus oder Harry Potter. Sie fragt: Was haben sie alle gemeinsam?

Warum ist das wichtig?

Wie schon der antike Philosoph Aristoteles festgestellt hat, beschäftigen sich alle Disziplinen der Wissenschaft mit einem Teil von dem, was es gibt: die Mathematik mit den Zahlen, die Physik mit den materiellen Objekten, die Biologie mit den Lebewesen. Die Metaphysik ist die universelle Disziplin. Sie schliesst nichts aus. Und das ist in unserer heutigen Welt umso wichtiger, weil wir alle zu Fachspezialistinnen und Fachidioten geworden sind, die sich mit einem winzigen Teil unseres Universums beschäftigen. Das ist nicht falsch, aber es fehlt ein Überblick. Die Metaphysik behält den Überblick. Das ist an sich eine typische menschliche Fähigkeit. Mit dem Denken über das ganze Universum, zu dem wir fähig sind, behalten wir den Überblick.

Zum Beispiel in Ihrer Antrittsvorlesung 2017 hatten Sie nachgezeichnet, wie die Metaphysik von Aristoteles ins christliche Westeuropa kam. Das ist nämlich gar nicht so selbstverständlich, obwohl Aristoteles Grieche war.

Genau, die Metaphysik wurde in Athen vor allem durch Aristoteles im 4. Jahrhundert v. Chr. begründet. Von da breitete sie sich bis nach Konstantinopel aus, geriet da aber in Vergessenheit. Aristoteles galt in der Zeit der Christianisierung als Heide, und seine Schriften waren deshalb verpönt. Im Gegensatz dazu haben die Abbasiden aus Bagdad vom 8. bis ins 10. Jahrhundert eigens Übersetzer nach Konstantinopel geschickt, die Aristoteles' Schriften ins Arabische übersetzten und in die muslimische Welt brachten. Von da aus gelangten sie erst im 13. Jahrhundert nach Palermo, wo sie ins Lateinische übersetzt und als Erstes an der eben neu gegründeten Universität von Neapel gelehrt wurden.

Und dann taucht ab der Reformation der Begriff «Ontologie» im Zusammenhang mit Metaphysik auf. Was hat es damit auf sich?

Die Metaphysik hat heute zwei Säulen: einerseits die Metaphysik als philosophische Theologie, die sich mit der ersten Ursache des Universums beschäftigt, also mit Gott. Andererseits gibt es die Metaphysik *als Ontologie*. Sie beschäftigt sich mit allem, was es gibt. Vor der Entwicklung des Begriffs Ontologie wurde alles unter den Begriff der Metaphysik gefasst, ein grosses Durcheinander. Heute ist man so weit, dass unter

Metaphysik fast nur noch Metaphysik als Ontologie verstanden wird.

Die Titel ihrer beiden vom Nationalfonds (SNF) geförderten Projekte deuten an, dass die Schweiz daran nicht unwesentlich beteiligt war: «Metaphysik und Ontologie in der Schweiz im Zeitalter der Reformation (1519–1648)» (2016–2019) und «Zwischen monastischer und reformierter Metaphysik. Die schweizerische «Wiege» der Ontologie im Zeitalter der Reformation» (2020–2023).

Richtig! Raul Corazzon und mein Forschungsmitarbeiter Marco Lamanna entdeckten ein Werk, das der damalige Rektor Jacob Lorhard des reformierten Gymnasiums von St. Gallen veröffentlicht hatte. In diesem Werk von 1606 wurde der Ausdruck «Ontologie» zum ersten Mal verwendet. In der Zeit der Reformation erfolgte eine eigentliche säkulare Wende in der Ausbildung der Philosophen in der Schweiz. Im eben abgeschlossenen Forschungsprojekt, in dem Marco Lamanna und Chiara Paladini alte Handschriften aus Klosterarchiven untersuchten (siehe Box), konnten wir nachweisen, dass insbesondere dem Jesuitenkollegium in Luzern, aus dem ja unsere Theologische Fakultät und die Universität Luzern entstanden sind (siehe auch «Fundstück», Seiten 6/7), eine wichtige Rolle zukommt.

Jesuiten aus Luzern haben die Philosophie verweltlicht?

Es scheint effektiv so, dass sie einen Prozess der «De-Theologisierung» der Philosophie eingeleitet haben. Im Mittelalter fokussierten sich Benediktiner und Zisterzienser, die in Engelberg, Einsiedeln und St. Urban an den Klosterschulen unterrichteten, vorrangig auf die Schriften von Augustinus, Boethius, Anselm und Wilhelm von Saint-Thierry, die sehr fromm waren. Im Jesuitenkollegium in Luzern, wo sie Theologie studierten, lernten sie dann ab der frühen Neuzeit eine Metaphysik, die auf den Grundlagen des Aristoteles und den Kommentaren von Thomas von Aquin und den Werken von Johannes Duns Scotus und dem Jesuiten Francisco Suárez basierte.


Das bedeutet, dass die Metaphysik, in der bis dahin zwei Methoden, nämlich die des Diskurses *über* Gott und die des Diskurses *mit* Gott, also Studium und Gebet, nebeneinander existierten und manchmal durcheinandergerieten, in eine akademische, objektive und nicht-fromme Disziplin umgewandelt wurde, in eine nur mit der Vernunft und nicht mit dem Glauben geführte Forschung über die Existenz und die Eigenschaften Gottes. Nach ihrem Studium in Luzern brachten die Mönche diese Philosophie in die Innerschweizer Gymnasien.

Unsere Universität kann also auf eine sehr lange Tradition des metaphysischen Denkens in Luzern zurückblicken. Und heute?

Die Universität Luzern ist neben der Universität Genf die einzige Schweizer Universität, die sich heute mit der mittelalterlichen Metaphysik und ihrer Geschichte beschäftigt. Frü-



Giovanni Ventimiglia
Professor für Philosophie
an der Theologischen
Fakultät

 [www.unilu.ch/
giovanni-ventimiglia](http://www.unilu.ch/giovanni-ventimiglia)

her gab es auch in Zürich und Basel Mittelalterliche und Scholastische Philosophiegeschichte, aber ihre Professuren wurden nicht verlängert. So ist Luzern zu einem Forschungszentrum der – insbesondere mittelalterlichen und scholastischen – Philosophiegeschichte in der Schweiz geworden.

Zurzeit betreuen Sie das vom SNF geförderte Doktoratsprojekt von David Anzalone, «Plato as Seen by Aristotle, as Seen by Medieval Commentators on the Metaphysics between the 1230s and the 1350s» und das SNF-Forschungsprojekt «Senses of Being. The Medieval Reception of Aristotle's Doctrine Starting from Metaphysics V 7 (1017 a7-b9)». Warum konzentrieren sich beide auf das Mittelalter?

Zu dieser Zeit wurden die lateinischen Übersetzungen aus dem Arabischen angefertigt. Die Übersetzungen lieferten einen grossen Impuls und die Kommentare und Weiterentwicklungen der damaligen Philosophen hatten einen nachhaltigen Einfluss auf die europäische moderne Philosophie.

Bei der europäischen Philosophie hören Sie aber nicht auf, Sie interessieren sich auch für Brücken in andere monotheistische Religionen. Wie finden diese Eingang in Ihre Forschung?

Wir erforschen nicht nur die Rezeption in die lateinische Welt, sondern auch ihren Weg durch die muslimische Welt. Ohne die Rezeption im 8. Jahrhundert in der arabischen Philosophie wäre die spätere Rezeption in der europäischen Welt nicht möglich gewesen. Die Übersetzungen ins Lateinische stammen wie gesagt nicht aus dem Altgriechischen, sondern aus dem Arabischen. Wenn wir die arabischen Quellen verstehen, verstehen wir auch die mittelalterliche europäische Philosophie besser. Im Projekt «Senses of Being» sind deshalb drei Forschungsmitarbeitende für arabische Philosophie – Mostafa Najafi, Ali Taghaviniasab und Zachary Candy – dabei.


Sie forschen schon lange im Bereich der Metaphysik. Was interessiert Sie so besonders daran?

Um es plakativ zu sagen: Die Metaphysik ist etwas Unnützlichliches. Und ich verteidige die Bedeutung der Unnützlichlichkeit für die moderne Gesellschaft. Wir leben unter der Diktatur des «Nützlichen». Wenn wir nicht nützlich sind, sind wir nicht Teil der Gesellschaft. Aber denken Sie an Liebesgedichte für Verstorbene oder Unerreichbare. Sie sind nicht nützlich, aber was wäre unsere Literatur und Kulturgeschichte ohne sie? Die Unnützlichlichkeit ist es, was uns zu Menschen macht.

Die Metaphysik wurde im 20. Jahrhundert totgesagt, doch sie ist heute wieder brandaktuell: Wenn die Maschinen bald so effizient werden, dass sie fast alle unserer Aktivitäten übernehmen können, was wird uns bleiben? Uns wird die Metaphysik bleiben. Maschinen können Metaphysik nicht betreiben. Es wird uns bleiben, uns mit den unnützlichen Dingen zu beschäftigen. Statt von Unnützlichlichkeit könnten wir auch von Musse sprechen. Maschinen kennen keine Musse. Wir müssen die Musse verteidigen, um menschlich zu bleiben. Und Metaphysik ist eine Wissenschaft der Musse.

Franziska Winterberger
Mitarbeiterin Wissens-
transfer und Kommuni-
kation an der Theo-
logischen Fakultät

FUNDE IN KLOSTERARCHIVEN



Chiara Paladini und Marco Lamanna haben im Projekt «Zwischen monastischer und reformierter Metaphysik. Die schweizerische ›Wiege‹ der Ontologie im Zeitalter der Reformation» in den Klosterarchiven der Schweiz nach vergessen gegangenen Manuskripten aus dem 17. Jahrhundert geforscht. Mönche an Klosterschulen und Lehrer an reformierten Gymnasien halfen damals mit, die Aristotelische Metaphysik in der Schweiz zu verbreiten (siehe Haupttext).

Die beiden Postdoc-Forschenden an der Professur für Philosophie an der Theologischen Fakultät durchforsteten zahlreiche staubige Bücher und transkribierten die ersten paar Seiten in alter Schrift, um herauszufinden, was sich darin verbirgt. Insbesondere in Engelberg wurden sie fündig. Statt der erwarteten 1500 fanden sich in den Manuskripten mehrere Tausend Seiten. Knapp 1000 davon hat Paladini transkribiert, um die lateinischen Texte unmittelbar lesbar zu machen. Dabei ist ihr besonders die deutsche Färbung des Lateins aufgefallen: Satzstellungen entsprechen nicht dem klassischen Latein, sondern scheinen deutscher Grammatik angelehnt.

Zu Aha-Momenten kam es immer dann, wenn den Forschenden beim Lesen klar wurde, dass genau dieser Text schon in einem anderen Manuskript vorhanden war. Damit konnten sie Verbindungen zwischen den Professoren am Jesuitenkollegium in Luzern und ihren Schülern und späteren Lehrern der Klosterschulen ziehen. Die Philosophielehrer hatten während ihres Studiums in Luzern die ihnen wichtig erscheinenden Texte abgeschrieben und an ihre Schulen mitgebracht, um sie da weiterzulehren. (fw.)

BERGENDE BERGE

Text: Andreas Bäuml

Das Reduit, das die Schweizer Armee im Zweiten Weltkrieg bezog, prägt das nationale Selbstbild bis heute. Gerade die damit einhergehenden ambivalenten Fantasien geraten in literarischen Werken auf überraschende Weise zum Ausdruck.

Andreas Bäuml

In diesem Herbst wurde Andreas Bäumlers kulturwissenschaftliche Dissertation «Bergende Berge. Reduitfantasien in der Literatur seit 1900» angenommen. Diese entstand im Rahmen des Nationalfonds-Projekts «Gebirgskrieg und Reduit in der Literatur» unter der Leitung von Titularprofessor Boris Previšić, der auch Direktor des «Urner Instituts Kulturen der Alpen» ist (siehe auch Seiten 12/13).

Es war eine radikale Notlösung, die General Guisan im Sommer 1940 wählte. Nach dem Zusammenbruch Frankreichs und der vollständigen Einkreisung durch die Achsenmächte entschied der charismatische Oberbefehlshaber der Armee, dass die Schweiz der Wehrmacht zwar Widerstand leisten würde, aber nicht an der Grenze, sondern in einem partisanenhaften Gebirgskrieg. Nachdem die Zufahrtswege gesprengt und die potenziellen Aufmarschgelände überflutet worden wären, hätte die Armeeführung ihre Streitkräfte in die alpine Hauptwiderstandszone zurückgezogen. Dort grub man vorsorglich ein weitverzweigtes Bunker-Netzwerk: das *réduit national*.

Bildmächtigkeit des Reduits

Zwei Drittel des Staatsgebietes und fast die gesamte Bevölkerung hätte man quasi schutzlos preisgegeben. So nachteilig diese Strategie vor allem in psychologischer Hinsicht war: Der verzweifelte Rückzug in die bergenden Berge wurde im Nachhinein nicht als zynischer Notbehelf, sondern als heroische Wehrbereitschaft ausgelegt und über Jahrzehnte gefeiert. Erst im Zuge der Friedensbewegung in den Achtzigerjahren setzte sich die Forschung kritisch mit diesem Meta-Nar-

rativ und der damit verbundenen Ideologiegeschichte auseinander. Oftmals geht jedoch vergessen, dass neben der historischen Aufarbeitung eine ausserordentlich reiche fiktionale Literatur von der Bildmächtigkeit des Reduits, von seinen Ambivalenzen und Irritationseffekten zeugt.

Obskure Bedeutungswelt

Geht man dem Reduit als Motiv, Topos und Schauplatz in der Belletristik nach, so ergibt sich eine andere Literaturgeschichte der Alpen: Anstelle der bekannten idealisierten und idyllisierten Naturlandschaft kommt eine unsichtbar im Untergrund schlummernde, oftmals technisch überformte und durchwegs obskure Bedeutungswelt zum Vorschein.

Als Erster nimmt Friedrich Dürrenmatt die Alpenfestung ins Visier. In seiner späten Erzählung «Der Winterkrieg in Tibet» (1981) hat sich in Zentraleuropa die atomare Apokalypse ereignet. Während sich die Schweizer Regierung in einem Riesenkeller unter der Blümlisalp in Deckung gebracht hat, setzen Offiziere der Schweizerarmee ihren schaurigen Gebirgskrieg in einer labyrinthischen Höhlen- und Stollenwelt tief im Himalayagebirge fort. Dagegen ist das Reduit in Hermann Burgers



Getarnter Zugang zu einer verbunkerten Stellung am westlichen Ende der Aiguilles de Baulmes (VD), wie es in der Schweiz unzählige gibt.

Roman «Die Künstliche Mutter» (1982) eine burleske Eros-Klinik zwischen Sanatorium und Bordell. Diese titelgebende «Künstliche Mutter» soll dem seelisch-körperlich erstarrten Protagonisten Wolfram Schöllkopf eine Wiedergeburt ins Leben ermöglichen, doch erweisen sich seine persönlichen Leiden an der Enge und Kälte der zeitgenössischen Schweiz als Krankheit zum Tode.

Bombardierte Alpen

Ein anderes, aber nicht minder düsteres Bild der Lage zeichnet Christian Kracht in seinem kontrafaktischen Roman «Ich werde hier sein im Sonnenschein und im Schatten» von 2008. Kracht inszeniert ein riesiges Reduit als ideelles Zentrum eines schweizerischen Sowjetimperiums (!), das die Verantwortung für einen infernalischen (Ersten) Weltkrieg trägt, der bereits ein Jahrhundert andauert. Am Ende steht das Bollwerk unter dem Schreckhorn jedoch nur noch als «gigantisches, steinernes Menetekel»: als warnendes Vorzeichen des Zusammenbruchs – nicht nur der imperialen Schweiz, sondern überhaupt der eurozentrischen Moderne. Mit Blick zurück auf die bombardierten Alpen stellt der nach Afrika fliehende Ich-Erzähler fest: «Die Zeit hatte aufgehört zu sein, die Schweizer Zeit.»

Planetare Dimensionen

Die realen Geheimanlagen inspirieren Schriftsteller (es sind ausnahmslos Männer) seit Jahrzehnten zum Gigantesken und Nekrophilen. Ihre schrillen Szenarien irritieren mit ästhetisierten Akten der Gewalt und Zerstörung, sie verunsichern darüber hinaus mit komplizierten Zeitstrukturen. Just das Reduit – mit seinen Schächten, Tunnel und Hohlräumen – erweist sich als Ort der Verlangsamung und des Abschweifens, als Ausgangspunkt für abweichende Geschichtsverläufe und alternative Biografien.

So sehr der nationale Identitätsfokus auf die scheinbar zeitlosen Alpen eine realistische Sicht auf die vielschichtigen Austauschprozesse in Europa und der Welt verstellen, so offenbaren die unterschiedlichen Reduit-Darstellungen in der Literatur andere Formen von Zeitwissen. Bei Dürrenmatt zum Beispiel erscheint das Reduit nicht nur als Ort des Überlebens, sondern vor allem als spektakulärer Schauplatz performativer Textproduktion. Der Erzähler, ein Winterkriegskommandant, macht sich nämlich in den Kriegshöhlen daran, eine Synopsis des abendländischen Denkens zur Darstellung zu bringen – in der Absicht, einem unbekanntem ausserirdischen Adressa-

tenkreis in sehr ferner Zukunft Zeugnis abzulegen über die soziopolitischen Prozesse, die zur planetaren Zerstörung geführt hatten: warum es zur Entropie aller politischen, sozialen und vor allem ökologischen Systeme kommen konnte, ja kommen *musste*.

Für die langzeitliche Dokumentation der «Grossen Beschleunigung» wird ein beständiger Überlieferungsträger benötigt. Mit dem steinernen Material der Felswand im Berginnern, seiner unmittelbaren Umgebung, ist ein Archivmedium gefunden, das auch «in vielen Milliarden Jahren» auf diesem «nackten, versengten Steinplaneten» noch ablesbar sein würde. Die tiefengeologischen Sedimente sind so als Träger einer kollektiven menschlichen Schrift-Energie zu verstehen, als geologisches Archiv, in dem die ökologischen Signaturen der Moderne als immer wieder durchbrochene, übereinandergelagerte Schrift auch in Jahrmilliarden ablesbar ist. Damit hat bereits Dürrenmatt den schweizerisch-europäischen Kontext des Reduits zugunsten der planetaren Dimension ökologischer Krisen aufgegeben.

CORONA

Forschende der Universität Luzern und der Schweizer Paraplegiker-Forschung haben untersucht, mit welchen Hindernissen die Schweizer Gesundheitsbehörden bei der COVID-19-Kommunikation mit der Öffentlichkeit konfrontiert waren. Die grössten Schwierigkeiten bereitete die Tatsache, dass zu wenig Erfahrung und Knowhow vorhanden war, um im Krisenfall schnell und effektiv mit der Öffentlichkeit kommunizieren zu können. Auch fehlten die personellen Ressourcen, um mit dem massiv gestiegenen Informationsbedürfnis der Bevölkerung umzugehen. Eine Hürde waren zudem starre Verwaltungsstrukturen.

Umgang mit Fake News

Eine grosse Herausforderung stellte der Umstand dar, dass Verwaltungen unsichere und vorübergehende wissenschaftliche Erkenntnisse in eindeutigen Botschaften an die Öffentlichkeit tragen mussten. Das als gering empfundene oder abnehmende Vertrauen der Öffentlichkeit in Wissenschaft und Institutionen erwies sich als zusätzliche Schwierigkeit sowie auch die rasante Verbreitung von Halbwahrheiten und Fake News über Social Media.

Um die Gesundheitskommunikation der Behörden für künftige Krisen besser vorzubereiten, bräuchte es mehr spezifische Ausbildungen und zusätzliches Kommunikationspersonal, so die Autorinnen und Autoren der Studie. Dies reiche allerdings nicht. Es brauche einen Kulturwandel: Alle, die an der Kommunikationsplanung beteiligt seien, müssten sich der zentralen Rolle der Kommunikation im Gesundheitsbereich bewusst werden.

Teil eines Nationalfonds-Projekts

Für die Studie waren 25 Mitarbeitende von kantonalen Gesundheitsämtern und des Bundesamtes für Gesundheit befragt worden, die in den ersten beiden Corona-Wellen 2020 und 2021 Kommunikationsrollen innehatten. Die Studie stellt einen Teil eines vom Schweizerischen Nationalfonds geförderten Projekts unter der Leitung von Professorin Sara Rubinelli und Dr. Nicola Diviani dar.

OPEN SCIENCE



Ende Oktober haben Arik Thiem und sein Team – Dr. Lusine Mkrtchyan (Mitte) und Zuzana Sebechlebská – den «Open Science Preis» der Universität Luzern erhalten. Dies für das Datenanalyse-Projekt CORA (Combinational Regularity Analysis). Dieses stellt das Resultat aus Thiems Zeit als SNF-Förderprofessor für Politikwissenschaft mit Schwerpunkt auf empirische Methoden an der Universität dar, die Ende August endete. CORA ermöglicht das Erkennen von komplexen Ursache-Wirkung-Beziehungen aus einem Datensatz. Der Code für das Programm ist unter einer freien Lizenz («GPL-3.0») auf dem Softwareportal «GitHub» zugänglich.

Mit der jährlich vergebenen Auszeichnung honoriert die Universität Leistungen ihrer Forschenden im Bereich «Open Science». Die prämierten Projekte zeigen beispielhaft, wie «Open Science» in humanwissenschaftlichen Disziplinen praktisch umgesetzt werden kann. Weiter soll mit dem Preis die Sichtbarkeit von Forschungsleistungen erhöht sowie Innovation und Zusammenarbeit gefördert werden.

Beim Preis handelt es sich um eines der Instrumente, um «Open Science» als wichtigen Bestandteil guter wissenschaftlicher Praxis an der Universität weiter zu verankern. Per 2024 tritt die «Open Science Policy» in Kraft, welche den Forschenden Handlungsempfehlungen in diesem Bereich gibt. Alexander H. Trechsel, Prorektor Forschung: «Wir sind überzeugt, dass die Einführung der Policy die Forschungsgemeinschaft stärken und eine offene Wissenschaft fördern wird.»

DIAGNOSTIK

Eine internationale, von der Universität Luzern aus geleitete Forschungsgruppe hat neuartige Ansätze für die medizinische Bildgebung entwickelt. Bildgebende Verfahren wie die Computertomografie oder die Positronen-Emissions-Tomographie (PET) sind heutzutage unverzichtbar für die Diagnose und Lokalisation vieler Erkrankungen. Das nun entwickelte Verfahren ermöglicht die PET gezielt aufgrund von Veränderungen des menschlichen Erbgutes (Genom). Die neue Genom-basierte Bildgebung hat unter anderem das Potenzial für die frühzeitigere Diagnose von Krebs, Herzkrankheiten oder Demenz.

Forschungsgruppe-Leiter Martin Walter, Titularprofessor für medizinische Wissenschaften an der Universität Luzern und Facharzt für Nuklearmedizin an der Hirslanden Klinik St. Anna, sagt: «Wir verstehen das *Imageable Genome* als einen Schlüssel, mit dem neue Erkenntnisse aus der Genomik für bildgebende Verfahren genutzt werden können.» Man orte grosses Potenzial für weitere medizinische Forschung und Innovationen im Bereich «Big Data» und Künstliche Intelligenz. Ihre Erkenntnisse beschreiben die Forschenden in ihrem Artikel «The *Imageable Genome*», der Mitte November in der Fachzeitschrift «Nature Communications» veröffentlicht wurde.

SCHUTZ VOR STRAHLUNG

In einem Spital sind verschiedene medizinische Fachpersonen einem erhöhten Risiko durch Röntgenstrahlen ausgesetzt, unter anderem Radiologinnen und Radiologen. Deshalb erhalten sie eine spezielle Strahlenschutz Ausbildung. Wie diese mit interaktiven, digitalen Lehrtechniken angereichert werden könnte, erforschen derzeit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler des Luzerner Kantonsspitals (LUKS), des Departements Informatik der Hochschule Luzern (HSLU) sowie der Fakultät für Gesundheitswissenschaften und Medizin der Universität Luzern. Im Rahmen eines gemeinsamen Projekts entwickeln und testen sie Schulungen, die auf der Technologie «Augmented Reality» (AR) basieren – also auf der Projektion von digitalen Inhalten in die reale Welt. Dabei kommen spezielle AR-Brillen zum Einsatz. Durch diese kann man die simulierte Strahlenbelastung im Raum erstmals virtuell «sehen» und üben, sich noch besser davor zu schützen. Thiago Lima, Leitender Diagnostischer Medizinphysiker am LUKS, führt das Projekt im Rahmen seiner Habilitation an der Universität Luzern durch; teils ist es durch ein Forschungsstipendium finanziert.



KI : ETHIK

Wo liegen aktuell die grössten Herausforderungen im Zusammenhang mit Künstlicher Intelligenz bzw. mit datenbasierten Systemen? Darauf antwortet Peter G. Kirchschräger (siehe auch Beitrag Seiten 18/19) im Interview zur Thematik im «cogito»-Onlinebereich: «Bei der Verletzung der Menschenrechte – insbesondere der Privatsphäre und des Datenschutzes sowie des Menschenrechts auf politische Mitbestimmung.»

Agentur für ethische Aspekte

Der Professor für Theologische Ethik und Leiter des Instituts für Sozialethik (ISE) thematisiert die Idee der Schaffung einer «International Data-Based Systems Agency» (IDA): «Wie im Bereich der Kerntechnik die Internationale Atomenergiebehörde Schlimmeres verhindert, soll IDA bei datenbasierten Systemen ethisch Positives fördern und ethisch Negatives verhindern.» Die IDA solle eine Zulassungsfunktion erfüllen und sicherstellen, dass datenbasierte Systeme die Menschenrechte einhalten und nachhaltig sind. «Ein solcher Zulassungsprozess ist ja etwa in der Pharmaindustrie eine Selbstverständlichkeit.» Zudem solle sie unter anderem eine Aufsichtsfunktion wahrnehmen, so Professor Peter G. Kirchschräger.



Interview:

www.unilu.ch/magazin-extra

PREIS



Rachel Huber hat für ihre Doktorarbeit den «Brigitte-Schnegg-Preis» 2023 der Schweizerischen Gesellschaft für Geschlechterforschung (SGGF) erhalten. Hubers geschichtswissenschaftliche Dissertation mit dem Titel «Die Frauen der Red-Power-Bewegung» (Göttingen 2023, Vandenhoeck & Ruprecht) geht den Spuren von historischen Akteurinnen und Zeitzeuginnen der Red-Power-Bewegung, dem indigenen Widerstand in den USA in den 1960er- und 1970er-Jahren, nach. Die Basis der Studie bilden «Born digital»-Selbstzeugnisse auf sozialen Plattformen wie Facebook, Twitter und Instagram, die mit den Spuren in analogen Archiven in den USA und Europa verglichen werden. Damit konnte aufgezeigt werden, dass Red-Power-Aktivistinnen massgeblich für den Erfolg des politischen Widerstandes waren.

Mit zwei Mitautorinnen ist Rachel Huber ausserdem Urheberin der im Sommer vorgestellten «Auslegeordnung «Erinnerungskultur Stadt Zürich»», einer Studie im Auftrag des Präsidialdepartements der Stadt Zürich zur erinnerungskulturellen Situation. In dieser werden der aktuelle Forschungsstand und wichtige erinnerungskulturelle Debatten beleuchtet, ein Überblick zur erinnerungskulturellen Situation der Stadt Zürich gegeben sowie Herausforderungen und Handlungsmöglichkeiten für Stadtrat und Verwaltung ausgearbeitet. Rachel Huber war bis Ende August als Oberassistentin am Historischen Seminar der Universität Luzern angestellt.

FÖRDERUNGEN

Carole Ammann untersucht, wie Personen ihre Elternschaft erleben, die nicht in das vorherrschende Familienbild passt. Im Fokus stehen GBTIQ+-Eltern (schwul, bisexuell, trans, intersex, queer und weitere) sowie alleinerziehende Männer. Im Rahmen des «Ambizione»-Programms fördert der Schweizerische Nationalfonds (SNF) ihre Studie «GBTIQ+ Parents and Single Fathers in Switzerland. Parenting outside Hegemonic Family Norms» mit 875 000 Franken. Mit Ambizione-Beiträgen können aussichtsreiche Postdoc-Forschende ein selbstständig geplantes Projekt an einer Schweizer Hochschule ihrer Wahl durchführen, verwalten und leiten. Zur Universität Luzern bestehen verschiedene Anknüpfungspunkte: So realisierte Carole Ammann hier ein ähnliches Projekt über Elternschaft in den Niederlanden und der Schweiz, welches sie nun vertiefen wird. Start ist im September 2024.

Dimension des Geschlechts

Im Herbst wurde vom SNF auch ein Projekt von Armin Gemperli, Professor für Gesundheitswissenschaften, und Dr. Tanja Volm bewilligt: «Geschlechtsspezifische Ungleichheiten beim Zugang zu Gesundheitsdiensten für Menschen mit Rückenmarksverletzungen. Ein Vergleich zwischen 30 Ländern». Die Forschenden vergleichen, wie leicht der Zugang zu medizinischer Hilfe ist, ob Angebote akzeptiert werden, ob sie verfügbar sind, ob man sie sich leisten kann und ob die Versorgung angemessen ist. Ebenfalls untersuchen sie Veränderungen im Laufe der Zeit. Mit den Erkenntnissen aus dem Projekt beabsichtigen Gemperli und Volm, Massnahmen vorzuschlagen, wie Gesundheitssysteme in Ländern verbessert werden können, deren Zugang zur Gesundheitsversorgung in der Untersuchung als weniger geschlechtergerecht eingestuft wird. Die Projektdauer beträgt zwei Jahre, die Fördersumme beträgt rund 239 000 Franken.

Für Forschung ins Ausland

Die Graduate Academy der Universität Luzern gewährt Beiträge zur Mobilität für Doktorandinnen und Doktoranden von bis zu je 50 000 Franken. Diese ermöglichen den Nachwuchsforschenden einen Teil ihrer Dissertation im Ausland zu realisieren. Beiträge wurden vergeben an: Céline Bolliger (Gesundheitswissenschaften), Leandra Diem (Recht), Pauline Holmer (Gesundheitswissenschaften), Sarah Masoud (Recht) und Smriti Sharma (Ethnologie) plus, aus einer früheren Zusprache, Alexander Gian-Carlo Baumann (Recht) sowie Anica Ilic und Cristina Priboi (beide Gesundheitswissenschaften). Als zentrale Anlaufstelle unterstützt die Graduate Academy (Post-)Doktorierende auf dem Weg zu ihrem Doktorat bzw. ihrer wissenschaftlichen oder ausseruniversitären Karriere. Mobilitätsstipendien werden zweimal jährlich vergeben. Der Beitrag deckt Bruttolohnkosten sowie die Reise- und Forschungskosten, etwa Einschreibgebühren und Tagungskosten.

PFAU ALS ZEITZEUGE

Im Rahmen des kulturwissenschaftlichen Seminars «Sachen machen. Dinge als Quellen der Kulturanalyse» von Professorin Marianne Sommer (siehe «Fokus»-Interview) setzten sich Studierende mit Objekten aus dem Historischen Museum Luzern auseinander. Sie publizieren dazu Beiträge auf der «Open Access»-Plattform LORY, und einige der Resultate wurden im Oktober an einem öffentlichen Anlass im Museum präsentiert, so auch die Hintergründe zu einem Gefässe-Set für Salz- und Pfeffer in Pfauenform aus Silber, zu dem Vera Gujer geforscht hat.

Die beiden auf 1660 bis 1680 datierbaren Objekte, Bestandteil eines bürgerlichen Tafelgeschirrs, von denen hier eines abgebildet ist, befanden sich einst im Besitz einer Familie Dangel aus dem luzernischen Beromünster. Die Verarbeitungstechnik der Salz- und Pfeffergefässe erinnert an die Nürnberger und Augsburger Silberschmiedekunst, die um das 17. Jahrhundert ihre grösste Bedeutung erlangte und auch von Schweizer Gold- und Silberschmieden aufgegriffen wurde. Silber war in Europa bis ins 16. Jahrhundert ein sehr wertvolles Edelmetall, das nur spärlich vorkam und unter mühsamem Arbeitsaufwand beschafft werden musste.

Integriertes Kaurischneckengehäuse

Die eigentliche Gewürzschale der beiden aufklappbaren Silbergefässe bilden Kaurischneckengehäuse, die in dieser Grösse ausschliesslich im tropischen Indopazifik vorkommen. Das Ersetzen des Gewürzbehältnisses durch einen anderen Werkstoff als Silber macht insbesondere bei einem Salzgefäss Sinn, da Salz mit Silber chemisch reagiert und letzteres korrodiert. Interessant in Bezug auf die Materialwahl des Kaurischneckengehäuses ist, dass das Wort «Porzellan» vom italienischen Namen der Kaurischnecke, «Porcellana», her stammt.

Auch wenn der Verwendungszweck der Pfauenobjekte als Salz- und Pfeffergefässe sehr wahrscheinlich ist, lassen die durchgeführten Recherchen vermuten, dass ihr Herstellungsgrund in erster Linie auf ein bürgerliches Gabenritual zurückzuführen ist. So kann angenommen werden, dass die wertvollen Prunkstücke als Geschenk für eine bürgerliche Hochzeit oder als Gabe für einen Amtsantritt oder Zunfteintritt in Auftrag gegeben wurden.

 **Ganzer Artikel:**
www.unilu.ch/magazin-extra

VERSICHERT

Der Trend zur Nutzung von Online-Kanälen beim Kontakt mit Versicherungen hält in der Schweiz an. Kundinnen und Kunden sind allerdings weniger bereit, Künstliche Intelligenz bei der Klärung von Versicherungsanliegen miteinzubeziehen – selbst dann, wenn künstliche Intelligenz Servicemitarbeiterinnen und -mitarbeitern unterstützend zur Seite steht.

Unter anderem dies geht aus der dritten Ausgabe des «Swiss Insurance Monitor» der Universität Luzern hervor. Es handelt sich um eine vom Institut für Marketing und Analytics (IMA) jährlich durchgeführte Studie zur Kundenperspektive in der Versicherungsbranche.



STIPENDIAT



Finanziert durch ein «Bundes-Exzellenz-Stipendium», forscht Dr. Nidhin Donald für ein Jahr am Ethnologischen Seminar. Im Zentrum steht die Frage, wie die Weltgesundheitsorganisation WHO in der Vergangenheit mit gesundheitlichen Aspekten des Wohnens umgegangen ist. Es handelt sich um den zweiten Exzellenz-Stipendiaten an der Universität Luzern.

RELIGION

Wie nehmen Touristinnen und Touristen aus nicht-christlichen Kontexten Räume und Orte mit christlichen Inhalten wahr? Mit dieser Frage beschäftigt sich Anna-Lena Jahn im Rahmen ihrer Dissertation, und zwar am Beispiel des Benediktinerinnenklosters St. Johann in Müstair. Die Studie wird von Christian Preidel, Professor für Pastoraltheologie an der Universität Luzern, betreut und ist Teil des übergreifenden Projekts «Religion – Kultur – Tourismus», geleitet von Christian Cebulj, Professor für Religionspädagogik und Katechetik an der Theologischen Hochschule Chur. Dieses Gesamtprojekt ist Drittmittel-finanziert (jährlicher Unterstützungsbeitrag des Kantons Graubünden an die Hochschule und Stiftung Freunde der Theologischen Hochschule Chur). Auch die bereits gestartete Doktorarbeit kann so in einem teilweise geförderten Rahmen realisiert werden.

INTEGRATION

In der Schweiz wurde die rechtliche Gleichstellung von Eingewanderten während des vergangenen Jahrzehnts leicht verstärkt. Es gibt aber wichtige Ausnahmen.

Generell haben westliche Demokratien die Gleichstellung leicht intensiviert. Dies zeigt die Studie «Extending Migrants' Rights but Limiting Long-Term Settlement» von Samuel D. Schmid, Postdoc am Politikwissenschaftlichen Seminar, und seinen Mitautoren Giacomo Solano und Marc Helbling. Die Schweiz ist exemplarisch für diese subtile Verschiebung. Auf dem Gesamtindex, der von 0 bis 100 Punkten reicht, verzeichnet das Land einen kleinen Zuwachs von 45 auf 46 Punkte. Verantwortlich dafür ist eine leichte Liberalisierung der Einbürgerungspolitik. Menschen mit Migrationshintergrund müssen nun nur noch zehn statt zwölf Jahre in der Schweiz wohnhaft sein, um sich für die ordentliche Einbürgerung zu qualifizieren.

Bestimmte Eigenheiten nicht erfasst

An diesem Beispiel zeigen sich jedoch auch die Schwächen einer quantitativen Analyse, bei der die Zahl der Indikatoren notwendigerweise beschränkt ist, erklärt Schmid. Die Messung erfasse beispielsweise nicht, dass seit der Einbürgerungsreform im Jahr 2018 auch eine Niederlassungsbewilligung nötig ist, um sich für den roten Pass zu bewerben. So wirke das restriktive schweizerische Einbürgerungssystem insgesamt offener, als es wirklich ist, führt der Migrationsforscher weiter aus. Denn auch die kantonalen und kommunalen Zusatzbedingungen mitsamt der Willkür, welche Einbürgerungswillige in manchen Gemeinden zu spüren bekommen, könne dieser Vergleich nationaler Rechtsetzung nicht in den Blick nehmen. Im Gesamtranking sei die Schweiz mit 46 Punkten im unteren Mittelfeld platziert – der Medianwert der untersuchten 36 Länder lag im Jahr 2019 bei rund 53 Punkten.

Andere westeuropäische Länder haben gemäss der Studie die rechtliche Gleichstellung in der Integrationspolitik auch nur leicht und meist in einzelnen Politikbereichen verstärkt. In Osteuropa allerdings war die Liberalisierung von einem tieferen Niveau ausgehend deutlich stärker und oft in mehreren Bereichen spürbar. Osteuropa und Westeuropa sind damit ähnlicher geworden, wenn es um die Gleichstellung von Eingewanderten geht. Ausserhalb von Europa und in den Bereichen Familiennachzug und beim Zugang zur Niederlassungsbewilligung stellt die Studie auch in Europa restriktive Trends fest. Während also Rechte wie der Zugang zum Arbeitsmarkt, zur Bildung oder zur politischen Mitbestimmung ausgebaut wurden, wurde das Recht auf Niederlassung mitsamt der Familie eingeschränkt. Einzig die Einbürgerung – welche auch als ein Aspekt der gesicherten Niederlassung gesehen werden kann – wurde leicht liberalisiert.

Insgesamt zeigen die Autoren in der Studie, dass die westlichen Demokratien weit entfernt sind von der umfassenden restriktiven Gegenreaktion in der Migrations- und Integrationspolitik, die gemeinhin für das letzte Jahrzehnt erwartet wurde.



LYMPHKNOTEN

Eine Forschungsgruppe mit Beteiligung der Universität Luzern hat einen praxisnahen Wegweiser zum operativen Management der Lymphknoten bei Brustkrebs im Frühstadium veröffentlicht. Durch die in der Publikation «Lucerne Toolbox 2» gegebenen Empfehlungen sollen unnötige Entfernungen von Lymphknoten vermieden und den Betroffenen dadurch chronische Lymphödeme erspart werden. Die interdisziplinäre Gruppe bestand aus Forschenden der Universität Luzern, des Universitätsklinikums Heidelberg sowie weiterer Universitäten und europäischer Krebsgesellschaften.

KINDERKREBS

Eine internationale Forschungsgruppe unter der Leitung der Universität Luzern hat europaweit die Verfügbarkeit von Palliativ-, Sterbe- und Trauerbegleitung in Kinderkrebskliniken untersucht. Die vom Schweizerischen Nationalfonds und der Krebsforschung Schweiz geförderte Studie «Palliative Care Services in Paediatric Oncology Centres across Europe» stellt einen Mangel an Kapazitäten fest. Es handelt sich um einen Teil des Forschungsprojekts «Needs, Desires and psychosocial Outcomes in bereaved Parents who lost their Child to Cancer», das unter der Leitung von Gisela Michel, Professorin für Gesundheits- und Sozialverhalten, steht.

Auch von Professorin Michel geleitet wird die Forschungsgruppe «Childhood Cancer Research». Diese untersucht die Auswirkungen einer Krebsdiagnose im Kindesalter ehemaliger Patientinnen und Patienten und deren Familien. «Open Science» kommt ein wichtiger Stellenwert zu: durch «Open Access»-Publikationen, die vorgängige Registrierung von Forschungsprojekten und den Miteinbezug von Betroffenen.

MOBILITÄT

Das Angebot an Fahrdiensten für Menschen mit Behinderung variiert in der Schweiz stark und ist aufgrund verschiedener Faktoren erschwert zugänglich. Dies zeigt die Studie «Gleichberechtigte Mobilität dank ÖV-ergänzender Fahrdienste?» der Universität Luzern, der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften und der Stiftung Behinderten-transport Kanton Bern.

Unter anderem wird zuhanden des Bundes empfohlen, den Geltungsbereich des Bundesgesetzes über die Beseitigung von Benachteiligungen von Menschen mit Behinderung auf ÖV-ergänzende Fahrdienste auszuweiten. Die Studie gehört in Teilen zur Dissertation von Selina Egger, Doktorandin an der Fakultät für Gesundheitswissenschaften und Medizin.

GELD

Ein Team von Forschenden der Universitäten Zürich und Luzern hat untersucht, wie viel Geld Zugewanderte aus Europa in der Schweiz in ihre Herkunftsländer senden. Die Studie «Patterns of Remittances of Intra-European Migrants» zeigt: Häufigkeit und Beträge der Überweisungen variieren stark je nach Nationalität. Personen aus Grossbritannien zum Beispiel überweisen demnach jährlich rund 4000 Franken, während es bei Personen aus Bosnien-Herzegowina nur rund 324 Franken sind.

An der Studie war unter anderem Dr. Patrick Schenk, Forschungsmitarbeiter am Soziologischen Seminar der Universität Luzern, beteiligt. Die Forschung fand im Rahmen des vom Nationalfonds geförderten Projektes «TRANSSWISS» statt.

UNTERSTÜTZUNG BEI LONG COVID?



GEFRAGT?
GEANTWORTET!

Um die Frage, wie Menschen mit Long Covid unterstützt werden können, zu beantworten, gilt es vorgelagert, sich mit der Definition dieses Phänomens auseinanderzusetzen. Die Weltgesundheitsorganisation WHO definiert Long Covid als das Auftreten von neuen Symptomen drei Monate nach der initialen SARS-Covid-2-Infektion und dass diese für zwei Monate ohne eine andere Erklärung andauern. Die WHO nimmt an, dass 10 bis 20 Prozent der mit Covid infizierten Menschen Long-Covid-Symptome entwickeln. Wir haben kürzlich eine Untersuchung publiziert, welche diese Symptomatik in der Luzerner Bevölkerung untersucht hat (Dissertation von Ivonne Chong, publiziert im «European Journal of Internal Medicine»). In dieser Studie stellten wir in der Zentralschweiz einen Anteil von 22,8 Prozent Long Covid bei Menschen mit nachgewiesener SARS-Covid-2-Infektion fest. Einige Studien wiesen einen signifikant höheren Frauenanteil bei den von Long Covid betroffenen Menschen nach, was bei unserer Studie nicht der Fall war.

Andere Krankheiten ausschliessen

Die hier gestellte Frage bezieht sich auf die Unterstützung, welche betroffenen Patientinnen und Patienten in Aussicht gestellt werden kann. Dazu hat das Bundesamt für Gesundheit (BAG) am 31. August 2023 Behandlungsempfehlungen publiziert (<https://altea-network.com>). Darin wird das Vorgehen Schritt um Schritt vorgestellt und erklärt. Als Erstes ist es wichtig, die Diagnose korrekt zu stellen und mögliche andere Krankheiten (Differentialdiagnosen) auszuschliessen. Dies kann in einer Hausarztpraxis oder einer dafür spezialisierten Sprechstunde durchgeführt werden. Die Behandlung der Symptome richtet

sich nach deren Ausprägung. Empfehlenswert ist die Gradierung der Symptome nach den vorgeschlagenen Einteilungen, um eine Verbesserung oder Verschlechterung der Symptomatik objektivieren zu können. Auch die Führung eines Symptom-Tagebuches kann sehr hilfreich sein und das Arzt-Patienten-Gespräch erleichtern. Falls der Behandlungserfolg nicht zufriedenstellend ist, kann die Hausärztin bzw. der Hausarzt die Patientin respektive den Patienten an eine Spezialsprechstunde für Long Covid überweisen.

«Hoffnung gerechtfertigt»

Eine solche Spezialsprechstunde ist während der Pandemie am Luzerner Kantonsspital (LUKS) eröffnet worden. Ich habe deren Leiter Dr. Marco Rossi gefragt, welche Long-Covid-Symptome sie am häufigsten sehen und welche Empfehlungen sie abgeben. Marco Rossi sagt: «Müdigkeit und Erschöpfbarkeit stehen bei vielen Betroffenen im Vordergrund. Aber auch Belastungsintoleranz (Post-Exertional Malaise, PEM) und kognitive Einschränkungen sind äusserst belastend. Die Belastungsintoleranz hindert viele Patientinnen und Patienten daran, durch Steigerung der körperlichen Betätigung wieder an ihre frühere Leistungsfähigkeit heranzukommen. Wir empfehlen in dieser Situation, mittels «Pacing» die maximal mögliche Aktivität zu ermitteln und damit den sonst nachfolgenden Zusammenbruch zu verhindern. Neben diesem Energiemanagement ist auch genügend Schlaf wichtig. Erfreulicherweise erholen sich viele Long-Covid-Betroffene weitgehend, manchmal auch nach mehrmonatigem schwerem Verlauf. Die Hoffnung auf einen günstigen Verlauf ist also gerechtfertigt.»

Gefragt

Sebastian Heselhaus
Ordinarius für Europarecht, Völkerrecht, Öffentliches Recht und Rechtsvergleichung

Geantwortet

Balthasar Hug
Professor für Community Medicine und Chefarzt Innere Medizin am Luzerner Kantonsspital (LUKS)

 [www.unilu.ch/
balthasar-hug](http://www.unilu.ch/balthasar-hug)

DRUCKFRISCH



Law and Economics in all seinen Facetten

Die Festschrift würdigt den Beitrag von Rechtsprofessor Klaus Mathis an der Schnittstelle von Recht und Ökonomie und bildet ein Nachschlagewerk für die rechtsökonomische Analyse. Nach grundlegenden Gedanken zu Effizienz, Gerechtigkeit und Interdisziplinarität folgen Beiträge zu fünf Anwendungsbereichen einer «Law and Economics»-Perspektive: Unternehmensverantwortung, Umwelt, Digitalisierung, Wirtschafts- und Sozialpolitik sowie Konsumenten- und Versicherungsschutz. Dem akademischen Spektrum von Klaus Mathis folgend, verdeutlicht die Festschrift die Vielseitigkeit von «Law and Economics» und die Chancen, die damit für die Rechtsentwicklung einhergehen. Sie leistet dadurch einen Beitrag zum interdisziplinären Miteinander über die Fachgrenzen hinaus.

Alexander Gian-Carlo Baumann / Peter Nobel / Elias Aliverti / Elias Flavio Aliverti (Hrsg.)
Law and Economics in all seinen Facetten. Festschrift zu Ehren von Klaus Mathis
Duncker & Humblot, Berlin 2023



Neue Adressaten des Rechts

Die Gesetzgebung vermag mit ihren herkömmlichen Kategorien der Rechtsperson weder neuartige Künstliche Agenten noch Tiere (siehe «Fokus»-Thema) oder schutzwürdige Naturentitäten adäquat zu erfassen. Häufig werden diese Phänomene im Hinblick auf ihre Verantwortlichkeiten untersucht, um die auftretenden Haftungsfragen juristisch aufzufangen. Die Haftbarkeit ist mit dem rechtlichen Personenstatus zwar eng verbunden, allerdings geht die Frage der Rechtssubjektivität jener der Haftung voraus. Die Rechtsordnung braucht weitere juristische Kategorien, um neue Träger von Rechten und Pflichten adressieren zu können. Der neunte Sammelband der «Jungen Rechtswissenschaft Luzern» bietet eine über die Rechtstheorie hinaus interdisziplinäre Perspektive auf neue Subjekte des Rechts.

Suad Salihu / Rüya Tuna Toparlak (Hrsg.)
Neue Adressaten des Rechts. Junge Rechtswissenschaft Luzern
Schulthess, Zürich/Genf 2023



Religion und Sozialkapital in der Schweiz

Wirkt Religion eher konfliktthaft und negativ auf unsere Gesellschaft oder hat sie eine eher brückenbildende, stabilisierende und damit positive Wirkung? Diese Frage wird in Wissenschaft und Öffentlichkeit kontrovers diskutiert und unterschiedlich beantwortet. Anastas Odermatt unterzieht die weitverbreitete Annahme, dass sowohl Religion als auch freiwilliges Engagement förderlich für soziales Vertrauen und damit für gesellschaftlichen Zusammenhalt und Demokratie seien, einer empirischen Überprüfung. Es handelt sich um die publizierte Doktorarbeit von Odermatt, der als Forschungsmitarbeiter am «Zentrum für Religion, Wirtschaft und Politik» (ZRWP) tätig ist. Die Studie wurde unter der Erstbetreuung von Professor Antonius Liedhegener realisiert.

Anastas Odermatt
Religion und Sozialkapital in der Schweiz. Zum eigenwilligen Zusammenhang zwischen Religiosität, Engagement und Vertrauen
Springer VS, Wiesbaden 2023
(auch Open Access)



Jesus Christus und sein Judesein

Der Band verbindet in drei Teilen historische, jüdische und theologische Perspektiven auf Jesus von Nazareth und ergänzt sie durch künstlerische, literatur- und religions- sowie kulturwissenschaftliche Annäherungen, die Jesu jüdische Identität thematisieren. Dabei nimmt «Jesus in den Augen der Juden» (Amos Oz) den umfangreichsten Untersuchungsraum ein. Der aus den jüdischen Perspektiven gewonnene Mehrwert besteht christlicherseits darin, das Wesen Christi schärfer zu erfassen und Antisemitismus-sensible Christologie zu betreiben. Das «wahre» Menschsein Jesu Christi wird reinterpretiert unter Einbezug der Geschichte als Jude. Für diese nun publizierte Doktorarbeit erhielt Martin Steiner den Dissertationspreis der Universität Luzern, wo er zurzeit die Professurvertretung für Judaistik und Theologie innehat.

Martin Steiner
Jesus Christus und sein Judesein. Antijudaismus, jüdische Jesusforschung und eine dialogische Christologie
Kohlhammer, Stuttgart 2024
(VÖ im Frühjahr/Frühling)

Neue Publikationen laufend unter www.unilu.ch/neuerscheinungen

Vorgestellt: Romina Theiler

«ROUTINE? BIS JETZT FEHLANZEIGE!»

Interview: Ismail Osman **Bild:** Philipp Schmidli

In weniger als einem Jahr startet an der neuen Fakultät der Bachelorstudiengang Psychologie. Romina Theiler arbeitet am Aufbau. Eine Mammutaufgabe – aber auch eine Chance, die sie sich nicht entgehen lassen konnte.

Der Termin steht fest – und rückt immer näher. Mitte September 2024 beginnen die ersten Lehrveranstaltungen an der Fakultät für Verhaltenswissenschaften und Psychologie. Niemand ist sich dessen so bewusst wie Romina Theiler. Die 37-jährige Luzernerin ist damit beauftragt, den neuen Zweig der Uni bis auf diesen Termin hin Realität werden zu lassen.

Alles auf der «To-Do»-Liste für den Aufbau der Fakultät Stehende zu thematisieren, würde den Rahmen dieses Artikels bei Weitem sprengen. Es gibt viel zu tun. Insbesondere müssen die Strukturen geschaffen werden, damit die Fakultät ihren Lehr- und Forschungsbetrieb aufnehmen kann. Curricula müssen definiert, Budgetierungen vorgenommen, Personalrekrutierungen unternehmen und Raumplanungsfragen geklärt werden – um nur ein paar wenige Beispiele zu nennen.

«Verschiedenste Prozesse laufen parallel oder müssen simultan aufgegleist werden. Das bedeutet natürlich, dass wir uns nie nur einer Aufgabe widmen können», erklärt Fakultätsmanagerin Romina Theiler. Mit ihrem dreiköpfi-

gen Team ist sie daran, die Voraussetzungen für den Betrieb zu schaffen. «Wir müssen stets die Gesamtentwicklung im Auge behalten und entsprechend weitsichtig planen.» Theiler verrät damit auch gleich die Quintessenz ihrer Aufgabe: jedes Detail berücksichtigen, ohne dabei das grosse Ganze aus den Augen zu verlieren.

Start auf der «grünen Wiese»

Ihr Talent dazu, den Überblick zu behalten, hat die studierte Biologin über die Jahre hinweg geschärft. Zunächst in der eigenen Forschung im Bereich der Molekularbiologie. Später wechselte Theiler von der Forschung ins Forschungsmanagement. In dieser neuen Rolle übernahm sie die Koordination grosser Forschungsprojekte – dies unter anderem an den Universitäten Zürich und Bern. Aus ihrer Zeit in der Hauptstadt kennt sie Professor Fred Mast, der das Mandat als Planungsbeauftragter für den Aufbau der neuen Fakultät erhalten hat. «Er hat mich angefragt, ob ich beim Aufbau mithelfen möchte», erinnert sich Romina Theiler.

Ein «No-brainer» sei die Entscheidung nicht gewesen, gesteht Theiler. «Ich brauchte in der Tat



etwas Bedenkzeit.» Dies auch, weil ausser dem eigenen Bürotisch natürlich noch nichts von dieser neuen Fakultät existierte. «Man steht auf der grünen Wiese und muss alles von Grund auf planen – das ist schon mit vielen Ungewissheiten verbunden.» Zusammen mit der schieren Dimension des Projekts habe dies zunächst gemischte Gefühle ausgelöst, sagt Theiler. Stärker wogen jedoch die positiven Aspekte: «Es ist eine tolle Herausforderung und ein Angebot, das man definitiv nicht alle Tage bekommt.» Aus dieser Betrachtung heraus erwuchs das Selbstvertrauen, die Herausforderung anzupacken: «Ich habe in meiner vorherigen Tätigkeit immer gerne Strukturen aufgebaut und geschaffen.»

«Konstruktive Atmosphäre»

Im März 2022 nahm Theiler ihre Tätigkeit an der Uni Luzern auf. Seither sind bereits einige Meilensteine erreicht worden. So ist beispielsweise das Bachelorcurriculum definiert, und auch die zugrunde liegende Studienordnung ist realisiert. «Die Psychologiestudierenden werden zudem ein Nebenfach absolvieren können. Dieses Angebot steht nun ebenfalls fest», was Theiler besonders freut. Denn das Angebot ist nur möglich, weil sich alle anderen Fakultäten dazu bereit erklärt haben, Nebenfächer anzubieten. «Das ist keinesfalls selbstverständlich», betont Theiler. «Diese konstruktive Atmosphäre beflügelt unsere Arbeit immens.»

Ebenfalls zentral: Der Universitätsrat hat im Herbst für die ersten drei Berufungen grünes Licht gegeben. Damit werden voraussichtlich schon bald die Namen der Inhaberinnen bzw. Inhaber der Professur für Kinder- und Jugendpsychologie, der Professur für Klinische Psychologie und der Professur für Rechtspsychologie bekanntgegeben werden können. Neben diesen «grossen Brocken» müssen gegenwärtig noch eine Vielzahl kleinerer Aufgaben erledigt werden. Es gilt unter anderem, Stundenpläne zu erarbeiten, die Webseite zu erweitern, Broschüren und Newsletter zu erstellen.

«Die grösste Herausforderung liegt darin, dass sämtliche Strukturen und Prozesse neu aufgestellt werden müssen», sagt Theiler und führt mit einem Lächeln hinzu: «Das Wort ›Routine‹ hat bislang jedenfalls noch keinen Platz in unserer Fakultät.» Den nötigen Ausgleich zu diesem «routinelosen» Alltag findet Theiler in der Musik – sei es beim Besuch von Konzerten oder bei der

“

Die konstruktive Atmosphäre beflügelt unsere Arbeit immens.

”

Romina Theiler

kürzlich wiederentdeckten Liebe zum Klavierspiel. Um auch mal Dampf abzulassen, setzt Theiler auf Racket-Sportarten wie Tennis, Tischtennis und Badminton.

Strategisch gut positioniert

Romina Theiler und ihr Team arbeiten auf ein klares Ziel hin. Und sie wissen, was die Fakultät, die sie da aufbauen, von anderen in diesem Feld abheben soll. «Es wird eine vergleichsweise kleine Fakultät, die in der Breite aber ein komplettes universitäres Bachelorprogramm in Psychologie anbietet.» Im Masterprogramm, das 2027 starten soll, wird auf «strategisch wichtige Richtungen» gesetzt, wie Theiler erklärt. Dazu gehören etwa die Rechtspsychologie, die Kinder- und Jugendpsychologie und der Bereich der Rehabilitation. «Das ist sowohl aus der Sicht der Versorgung als auch aus der Sicht der Forschung interessant», weiss Theiler.

Auch soll im Uni/PH-Gebäude, im Teil der ehemaligen Räumlichkeiten der Post, ein Verhaltenslabor entstehen. Es wird voraussichtlich im nächsten Jahr betriebsbereit sein und sowohl allen Fakultäten als auch den anderen Luzerner Hochschulinstitutionen offenstehen. Das Labor könnte zum Beispiel für die Messung des Blickverhaltens oder computerisierte Gruppenexperimente genutzt werden. Auch für den Betrieb dieses Labors wird Romina Theiler und ihr Team die nötigen Strukturen ausarbeiten und schaffen. «Über mangelnde Aufgaben können wir uns definitiv nicht beklagen», sagt sie mit einem Lächeln. Dann steht bereits die nächste Sitzung an, denn wie schon erwähnt: Es gibt viel zu tun.

 **Mehr Informationen:**
www.unilu.ch/vpf



Vorgestellt: Martina Tollkühn

«DIE KIRCHE BRAUCHT EINE RECHTSORDNUNG»

Text: Robert Bossart Bild: Philipp Schmidli

Martina Tollkühn forscht zum Datenschutz innerhalb der katholischen Kirche – und befasst sich damit mit auch im nicht-kirchlichen Kontext intensiv diskutierten Fragen. Ein Grund mehr für sie, sich für die Thematik zu begeistern.

PERSÖNLICH

Sie möchte nicht als Person im Vordergrund stehen, vielmehr gehe es ihr um die Fragestellungen und Themen, mit denen sie sich beschäftige, betont Martina Tollkühn gleich zu Beginn des Gesprächs. «Auch ist es nicht mein persönlicher Erfolg.» Die 36-Jährige kam 2017 als Forschungsmitarbeiterin für das «Swiss Learning Health System» (SLHS) an die Professur für Kirchenrecht und Staatskirchenrecht von Professor Adrian Loretan nach Luzern. Die aus Franken stammende Theologin forscht und lehrt hier seither im Bereich kirchlicher Datenschutz, Religionsrecht und der Verwendung verschiedener Rechtsebenen.

Ein schöner Zufall

Der Datenschutz war bereits Thema ihrer Dissertation. Während der Arbeit an dieser Schrift, die sie 2019 abschloss, trat die Europäische Datenschutzgrundverordnung (DSGVO) in Kraft. «Deshalb waren die deutschen (Erz-)Diözesen gefordert, ebenfalls ein neues Datenschutzgesetz, das KDG, zu erstellen, um weiterhin ein den staatlichen Vorgaben vergleichbares Datenschutzniveau zu halten», sagt Martina Tollkühn. «Es war ein schöner Zufall, dass ich genau in dieser Zeit an meiner Dissertation arbeitete. So ergab sich ein sehr aktueller Bezug.» Zudem sei auch der Bereich Datenschutz und Personalakten der kirchlichen Angestellten noch wenig erforscht gewesen. «Deshalb konnte ich aus dem Vollen schöpfen, was natürlich sehr reizvoll war.» Und fügt an: «Es war schon immer mein Credo, dass meine Forschung einen Beitrag zu aktuellen Diskussionen leistet.»

Heute arbeitet Martina Tollkühn in einer Arbeitsgruppe im Bistum Basel mit, bei der es auch um das Thema Datenschutz geht. Neu ist sie sogar beisitzende Richterin mit dem Grad eines kanonischen Lizentiats am interdiözesanen Datenschutzgericht der deutschen Diözesen. Das Gericht erfüllt einen wichtigen Punkt des DSGVO – und damit auch des kirchlichen Datenschutzgesetzes – und ist nicht den einzelnen Diözesanbischöfen unterstellt. Das Kollegium setzt sich aus weltlichen und kirchlichen Richterinnen und Richtern zusammen. «Mit dieser Aufgabe bietet sich mir die Möglichkeit, meine Forschung in der Praxis anzuwenden», sagt Martina Tollkühn. Rund 30 Fälle bearbeitet das Gericht pro Jahr, Tendenz steigend. In einem Fall von 2019 ging

es beispielsweise um einen kirchlichen Kindergarten, der eine Gefährdungsmeldung gemacht hatte, weil ein Kind blaue Flecken aufwies und die Eltern dies als Datenschutzverletzung anzeigten.

Rechte der Gläubigen schützen

In einem weiteren Forschungsschwerpunkt geht es um die verschiedenen Rechtsebenen und die Probleme, die auftreten, wenn eine untergeordnete Ebene versucht, übergeordnetes Recht zu ändern. «Konkret untersuche ich die Verwendung von Verwaltungsanweisungen, im kirchlichen Bereich ‹Instruktion› genannt, am Beispiel eines Ministeriums der römischen Kurie, einem ‹Dikasterium›, und ob damit Recht verändert werden könnte.» Diese Versuche, Recht von unten nach oben durchzudrücken, stellen eine reale Gefahr dar, nicht nur im kirchlichen Kontext. Zu beobachten war dies auch während der Corona-Zeit. «Dort stellte sich die Frage, ob die Verordnungen, die erlassen wurden, auch rechtskonform waren», sagt Martina Tollkühn. Diese Fragen wurden während der Pandemie entsprechend kontrovers und öffentlich diskutiert.

Tollkühn schaut, welche Instruktionen seit 1983 vom Dikasterium gemacht wurden, und untersucht die Entwicklung bis heute. Die Fragestellung dabei: Sind die einzelnen Instruktionen noch gesetzeskonform und wie entwickelte sich deren Anwendung? Ihr bisheriges Fazit fällt grundsätzlich positiv aus, allerdings gebe es Instruktionen, die nicht alle Kriterien erfüllten.

Freude hat Martina Tollkühn auch an ihrer Lehrtätigkeit. Kürzlich durfte sie zwei Hauptvorlesungen halten, eine über kirchliches Verfassungsrecht und eine über Rechtsphilosophie/Strafrecht. «Mir ist es wichtig, die Studierenden miteinzubeziehen, und ich achte auch hier darauf, möglichst aktuelle Themen und Entwicklungen einfließen zu lassen.» Besonders interessiert sind die Studierenden am Teilbereich Strafrecht – vor allem die Missbrauchsfälle, die in den letzten Jahren und aktuell wieder vermehrt in der Öffentlichkeit thematisiert werden. «Mir geht es dabei darum, solche Vorkommnisse kirchlich einzuordnen. Häufig wird etwa behauptet, dass Priester dem staatlichen Recht entzogen seien, was falsch ist.» Es ärgert die Wissenschaftlerin zuweilen,

wenn in der öffentlichen Diskussion solche Unwahrheiten verbreitet werden. Es gebe Fälle, die nur ins kirchliche Strafrecht fielen, etwa bei einer Hostienschändung. Sie ist der Ansicht, dass es kirchliches Recht durchaus braucht, es diene unter anderem dazu, die Rechte der Gläubigen zu schützen.

Mitten in der Aktualität

Die Ansicht, dass die Kirche, welche eine Botschaft der Liebe verkünde, keine Rechtsordnung brauche, findet sie falsch. «Die katholische Kirche hat über eine Milliarde Mitglieder, da braucht es Leitlinien und gemeinsame Überzeugungen.» Die Tendenz, alle Ungereimtheiten sofort als Verbrechen zu taxieren, bereiten ihr ebenso Mühe, obwohl sie es begrüsst, dass Missbrauchsfälle in der Kirche heute genauer untersucht werden. «Allerdings wird jeder Verdachtsfall sofort verurteilt und die Unschuldsvermutung ausser Acht gelassen.» Es gebe Fehler, die mit Gesprächen ausgeräumt werden können. «Und es gibt Verbrechen, die strafrechtlich belangt werden müssen, da besteht ein klarer Unterschied.»

Wie kam Martina Tollkühn eigentlich auf die Idee, Theologie zu studieren? «Ich komme aus Würzburg, wo das kirchliche Leben noch stark verankert ist. Dort schaut dich niemand an, wenn du sagst, dass du dich mit katholischer Theologie beschäftigst.» Nach dem Studium schloss sie zuerst die Lehramtsausbildung ab und unterrichtete mehrere Jahre, bevor sie in die Wissenschaft zurückkehrte, und dann nach Luzern kam. Das Leben in der Zentralschweiz behagt ihr. «Ich habe viele Freiheiten, was aber Selbstdisziplin und Selbstmanagement erfordert.» An Luzern schätzt sie das grosse kulturelle Angebot. «Eine sehr attraktive Stadt mit einer wunderschönen Natur.»



Alumnus: Michael Nestler

«ENORM VIELSEITIG»

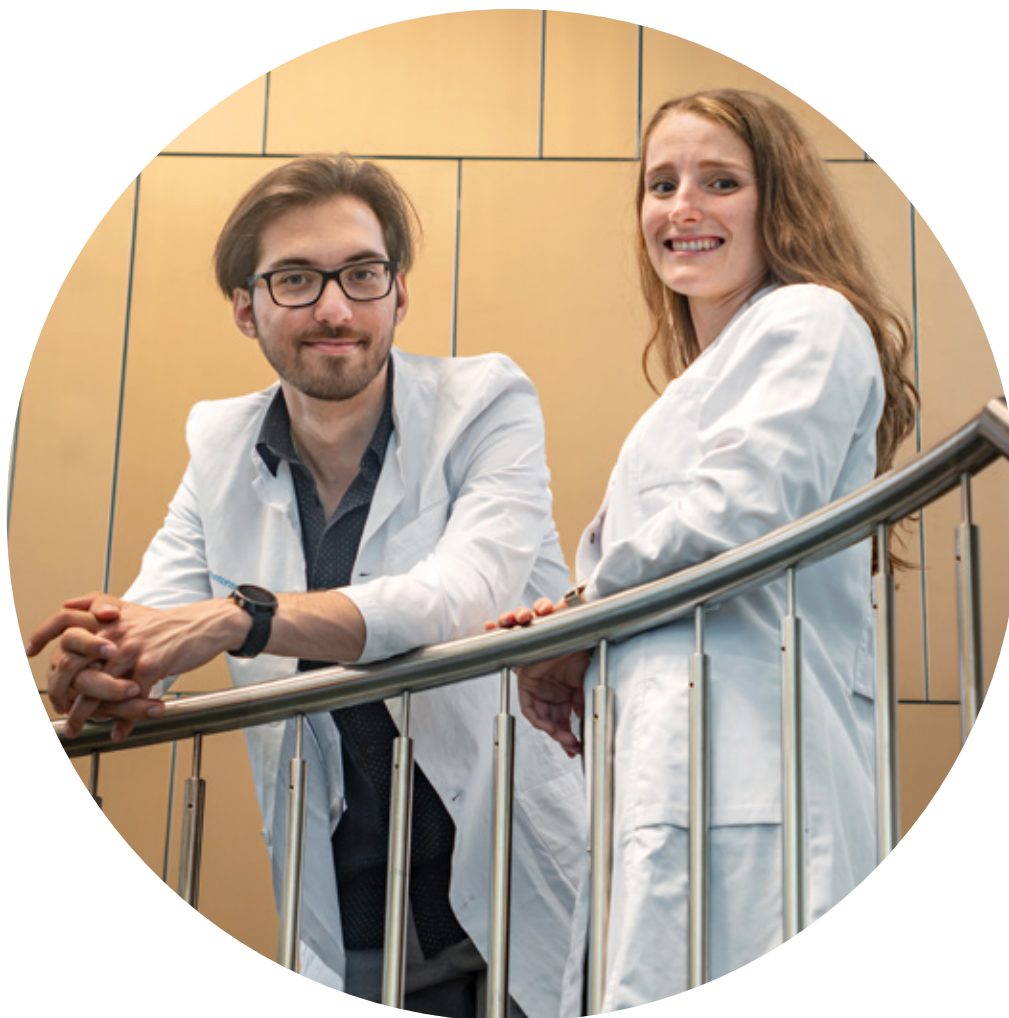
Michael Nestler (29) arbeitet als Religionspädagoge in der Pfarrei Herz-Jesu im zürcherischen Wiedikon. Sein Job sei «enorm vielseitig», wie der Absolvent des Bachelors Religionspädagogik sagt. Er beinhalte alles, was in der Pfarrei mit Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen zu tun habe. «Zum Beispiel erteile ich Religionsunterricht, organisiere Jugendreisen, plane Familiengottesdienste, ermögliche Jugendtreffs, biete Seelsorgegespräche an oder bereite Kinder und Jugendliche auf das Sakrament der Eucharistie, also die Erstkommunion, oder dasjenige der Firmung vor.» Seine Vision sei es, Kindern, Jugendlichen sowie jungen Erwachsenen «einen Rahmen zu bieten, in dem sie ihr eigenes Potenzial erkennen und freisetzen können». «Ich möchte», so Nestler, «Gefässe schaffen, in denen es erlaubt ist, Antworten auf die grossen Fragen des Lebens zu suchen.»



Interview:

www.unilu.ch/alumni-im-gespraech

Alumni im Gespräch



«WIR SIND ALS GRUPPE ZUSAMMENGEWACHSEN»

Interview: Yves Spühler Bild: Roberto Conciatori

Delia Festini (26) und Luca Siragusa (27) sind unter den ersten Absolventinnen und Absolventen des «Joint Medical Master». Sie starten nun ins Berufsleben – und nehmen schöne Erinnerungen aus Luzern mit.

Delia Festini und Luca Siragusa, Ende Oktober war es so weit, und Sie konnten zusammen mit 29 Kommilitoninnen und Kommilitonen Ihre Humanmedizin-Diplome der Unis Zürich und Luzern in Empfang nehmen (siehe Seite 51). Herzliche Gratulation! Wie geht es nun weiter?

Delia Festini: Dazu muss man wissen, dass es mit dem Masterabschluss noch lange nicht getan ist. Über den Sommer haben wir für das Staatsexamen weitere Prüfungen ablegen müssen, um überhaupt praktizieren zu dürfen. Jetzt beginnen die Facharztausbildungen für mindestens fünf Jahre in verschiedenen Spitälern. Ich zum Beispiel arbeite seit November als Assistenzärztin in der Anästhesie am Kantonsspital Aarau.

Luca Siragusa: Nach einer kurzen Verschnaufpause werde ich im kommenden April eine Position als Assistenzarzt in der Inneren Medizin am Kantonsspital Baden starten.

Beide also von Luzern weg?

Festini: Ja, das rührt daher, dass wir aus dem Aargau kommen und hier wohnhaft sind. Ich schliesse aber nicht aus, dass es mich irgendwann zurück in die Zentralschweiz verschlägt. Ich habe meine Zeit in dieser schönen Stadt sehr genossen.

Siragusa: Ich vermisse Luzern bereits. Ich kann mir sehr gut vorstellen, eines Tages hierhin zurückzukehren.

Was bleibt Ihnen vom sogenannten «Luzerner Track» in guter Erinnerung?

Siragusa: Das Studium an der Universität Luzern war von einer äusserst familiären Atmosphäre geprägt, und der Kontakt mit den Verantwortlichen an der Universität und den Ausbildungsspitalern gestaltete sich in jeglicher Hinsicht unkompliziert und niederschwellig. Wir wurden ermuntert, Feedback zu geben, und die Studiengangsleitung scheute keine Mühen, um allfällige Probleme zu lösen. Beispielsweise konnten wir einmal einen für Studierende suboptimal gestalteten Stundenplan ganz einfach abändern.

Festini: Mir hat zudem gefallen, dass alle Dozierenden und alle Mitarbeitenden der Fakultät äusserst motiviert waren. Man hat gemerkt, dass sie nicht nur Freude daran hatten, uns zu unterrichten, sondern auch mit uns zusammenzuarbeiten. Was mir ebenfalls gefallen hat, ist, dass wir eine kleine Gruppe waren, die

“ Wir durften Praxiserfahrung in verschiedensten Abteilungen unterschiedlicher Spitäler sammeln. ”

Luca Siragusa

über die Jahre zusammengewachsen ist. In Erinnerung bleiben werden mir sicherlich auch verschiedene Abende mit Grillieren auf der «Ufschöttli» am schönen Vierwaldstättersee. Da waren teils sogar Studiengangverantwortliche dabei.

Wie kann man sich den Studienalltag vorstellen?

Festini: Ein fixer, wöchentlicher Stundenplan wie in anderen Studiengängen existiert in einem Medizinmaster nicht. Praktische und klinische Kurse sowie Fachvorlesungen wechseln sich ständig ab. Im zweiten Jahr des Masters durften wir zudem Praxiserfahrung in verschiedensten Abteilungen unterschiedlicher Spitäler sammeln.

Siragusa: Ein grosser Unterschied liegt auch darin, dass wir fast nie im Universitätsgebäude Unterricht hatten. Meistens hatten wir halbtags Fachvorlesungen, die von der Universität in das Auditorium des Luzerner Kantonsspitals übertragen wurden, und halbtags konnten wir dort das Gelernte anwenden. Wir führten Untersuchungen durch und lernten den Umgang mit Patientinnen und Patienten.

Sie beide sind seit Juni im Vorstand der ALUMNI Organisation. Wieso engagieren Sie sich für die Vernetzung der Alumni und Alumnae nach dem Studium?

Siragusa: Ärztinnen und Ärzte sind ohnehin schon vernetzt. Insbesondere innerhalb der Fachrichtungen kennt man sich in der Schweiz relativ gut. Man trifft sich regelmässig an Kongressen. Wir Absolventinnen und Absolventen des Joint Medical Masters haben aber einen besonderen Anreiz, uns über die gewählten Fachrichtungen hinaus nicht aus den Augen zu verlieren, da wir zu einer eingeschworenen Truppe geworden sind.

Festini: Die kleine Anzahl an Personen hat auch dazu geführt, dass wir einen regen Austausch mit den nachfolgenden Jahrgängen hatten. Das ist eine riesige Chance für den Aufbau eines Alumni-Netzwerks, da immer neue Jahrgänge in das Netzwerk nachgezogen werden können. Aufgrund der langen und unregelmässigen Arbeitszeiten wird es aber sicherlich nicht einfach, Anlässe zu planen.

Studierende des sogenannten «Luzerner Tracks» absolvieren ihren Bachelor an der Universität Zürich und wechseln für das Masterstudium an die Universität Luzern bzw. für die Praxisausbildung an das Luzerner Kantonsspital, die Klinik St. Anna, das Schweizer Paraplegiker Zentrum sowie an das Institut für Hausarztmedizin.

 www.unilu.ch/medizin

Yves Spühler

Leiter Wirtschaftspolitik und Ökonomie der Industrie- und Handelskammer Zentralschweiz (IHZ), Vizepräsident der ALUMNI Organisation.

 **ALUMNI Organisation:**
www.unilu.ch/alumni

Pflanzen

Das Grün macht meinen Arbeitsplatz lebendig und beruhigt.



Mein Laptop

Meine tägliche Arbeit ist die Forschung, das heisst lesen, schreiben, vernetzen. Da ich papierlos und an verschiedenen Orten arbeite, benötige ich dazu nur meinen Laptop.



Sportschuhe

Mehrmals die Woche wechsele ich in die Sportschuhe und trainiere den Stress weg oder hole mir einfach neue Energie beim Uni-Sport.



Einblick

«GELD IST MEHR ALS NUR ZAHLEN»

«Eine Kartenzahlung dauert knapp drei Sekunden. Dabei bleiben die grosse Infrastruktur, die komplexen Prozesse und die zahlreichen Akteure, welche die Zahlung möglich machen, unsichtbar. Ähnlich ist es beim wissenschaftlichen Arbeiten: Man sieht nur einen Laptop, aber nicht die vielfältigen Tools und die aufwendige Arbeit.»

Antonia Steigerwald

Forschungsmitarbeiterin am Soziologischen Seminar. Zudem ist sie Doktorandin im Nationalfonds-Projekt «Digital Payments. Making Payments Personal and Social». Antonia Steigerwald forscht zur Digitalisierung von Kundenbeziehungen durch Zahlungsdaten und Bonusprogramme. Neben ihrer Forschungstätigkeit ist sie Vorstandsmitglied in der Mittelbauorganisation Universität Luzern. Bis 2021 arbeitete sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Hochschule Luzern – Wirtschaft. Ihr Masterstudium in Gesellschafts- und Kommunikationswissenschaften an der Universität Luzern schloss sie 2018 ab.

 www.unilu.ch/antonia-steigerwald

Realisation: Diego Lingg
Bilder: Roberto Conciatori

Verschlafene Eule
Das Bild amüsiert mich und erinnert mich daran, dass ich die Produktivere am Schreibtisch bin.



Wasserkocher
Mein nach dem Laptop zweitwichtigstes Utensil ist der Wasserkocher. Feine Tees und Kaffee sind meine Belohnungen zwischen den Arbeitsschritten.



Ausgetauscht

«FLEXIBEL BLEIBEN UND GENIESSEN»

Interview: Andrea Leardi | Daniel Jörg

Simon Birrer (28) hat für ein Semester die Universität von Calgary in Kanada besucht. Dabei stellte der Bachelorstudent der Gesundheitswissenschaften fest, dass man sich überall wie zu Hause fühlen kann.

Simon Birrer, was hat Sie an der Gastgeber- Uni am meisten überrascht?

Simon Birrer: Die Grösse und Vielfalt war für mich, von einer überblickbaren Universität kommend, überwältigend. Mit über doppelt so vielen Fakultäten und mehr als zehnmals so vielen Studierenden herrschten an der University of Calgary andere Dimensionen.

Welche Lehrveranstaltung hinterliess einen bleibenden Eindruck?

Der Kurs «Leadership Foundations» hatte es in sich: Jeweils montags, mittwochs und freitags ging es pünktlich um 8 Uhr los, und man durfte damit rechnen, jedes Mal mündlich aktiv werden zu müssen – sei es in einer kleineren Gruppe oder vor der ganzen Klasse. Weiter fand ich den Kurs «Adapted Physical Activity», zu dem auch ein kurzes Praktikum gehörte, sehr faszinierend. In meinem Fall wurde eng mit Menschen mit Beeinträchtigungen zusammengearbeitet, um diese bei der Integration in den Arbeitsprozess zu begleiten.

Was schätzen Sie an der Universität Luzern nun umso mehr?

Die familiäre Atmosphäre und dass die Infrastruktur stets sauber und aufgeräumt ist. An der Uni Calgary sah die Bibliothek am Morgen meist noch ziemlich chaotisch aus, verursacht von den Nachteulen des Vorabends. Ebenfalls schätze ich die verlässliche Organisation – in Calgary hatte ich manchmal das Gefühl, dass in dieser Hinsicht nicht alles ganz reibungslos lief. So kamen etwa Dozierende manchmal zu spät, weil sie andere Infos bezüglich der Raumzuteilung bekommen hatten.

Wo haben Sie Ihre erste Freundschaft geschlossen?

Gleich beim Einzug auf dem Campus: Ich teilte das Apartment mit einem Doktoranden aus der Türkei und knüpfte gleich eine erste Freundschaft. Über die vielen Studierenden-Clubs liessen sich schnell weitere soziale Kontakte knüpfen.

Was erwies sich als komplizierter als ge- dacht?

Die Buchung der Kurse hat sich als grosse Herausforderung herausgestellt. So hatte ich bei meiner Ankunft auf dem Campus noch keine Ahnung, welche Veranstaltungen ich fix besuchen konnte – viele waren bereits bei meiner Anmeldung ausgebucht. Mithilfe der Studienberatung/-koordination konnte aber eine optimale Lösung gefunden werden.

Was ist die wichtigste Erkenntnis, die Sie mit nach Hause genommen haben?

Egal, wo man ist, man kann sich überall «einnisten» und sich wie zu Hause fühlen, wenn man sich darauf einlässt. Offenheit und eine positive Grundhaltung sind das Schlüsselrezept.

Welches war das grösste kulturelle Miss- verständnis?

Davon gab es eigentlich keine. Da ich bereits im Gymnasium in den Genuss eines Aus-

“ Offenheit und eine positive Grundhaltung sind das Schlüsselrezept. ”



tauschjahres in Kanada gekommen war, war ich bereits gut mit den dortigen Gepflogenheiten vertraut. Kanadierinnen und Kanadier sind grundsätzlich sehr offen und fast schon «überfreundlich».

Was haben Sie während Ihres Aufenthalts am meisten vermisst?

Den Schweizer ÖV – besonders, wenn man frierend an der Bushaltestelle steht und der Bus mal wieder einfach nicht kommt. Allgemein ist man in Calgary mit einem Auto definitiv besser unterwegs. Es gibt zwar ein akzeptables ÖV-System, doch sobald man Aktivitäten ausserhalb der Stadt plant, stösst man an dessen Grenzen.

Wie schmeckte das Essen in der Mensa?

Es gab zwar eine klassische Mensa, diese wurde aber weniger besucht. Unter den Studierenden ist es üblicher, sich beim «Food Court» zu treffen und zu verpflegen. Dort gibt es viele verschiedene Anbieter von mexikanischer, asi-

atischer bis hin zur klassischen amerikanischen Küche. Da ist für jeden Geschmack etwas dabei.

Haben Sie mehr oder weniger Geld ausgegeben als gedacht?

Die Ausgaben haben etwa meinen Erwartungen entsprochen. Ich habe vor meiner Abreise gespart und dann mit diesem Budget gewirtschaftet. Die Lebenshaltungskosten in Calgary sind aber nicht zu unterschätzen.

Welchen Tipp würden Sie künftigen Austauschstudierenden mit auf den Weg geben?

Bleibt flexibel und lasst euch auf den neuen Kontext – also Land, Leute und die neue Uni – ein und versucht, euch mitziehen zu lassen. Das macht es sehr einfach, sich schnell einzuleben neue Kontakte zu knüpfen, das neue Setting zu geniessen und die Erfahrungen «aufzusaugen».

Spektakuläre Naturkulisse: Simon Birrer auf einem Ausflug ausserhalb von Calgary.

Andrea Leardi
Outgoing Mobility
Coordinator

NEUE CAS

In den vergangenen Monaten wurden an der Universität Luzern drei neue «Certificate of Advanced Studies (CAS)»-Weiterbildungen ins Leben gerufen.

Zum einen handelt es sich um den CAS-Lehrgang «Rehabilitation Management and Clinical Rehabilitation» an der Fakultät für Gesundheitswissenschaften und Medizin. Und zwar in Zusammenarbeit mit dem Schweizer Paraplegiker-Zentrum (SPZ) und der Unfallversicherung SUVA. Die Weiterbildung richtet sich an angehende und aktuell als Führungskräfte tätige Personen im Bereich Rehabilitation.

Künstliche Intelligenz

Die beiden weiteren Zertifikatslehrgänge sind am «Institut für Marketing und Analytics» (IMA) an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät angesiedelt. Beim schweizweit einzigartigen «CAS in Artificial Intelligence Management for Business Value» handelt es sich um eine Kooperation zwischen der Universität und der Hochschule Luzern. Die Teilnehmenden lernen, wie Unternehmen künstliche Intelligenz nutzen können, um Technologie- und Prozessinnovationen zu implementieren, zu managen und so langfristig Wettbewerbsvorteile zu erzielen.

Im «CAS in Behavioral and Neuroscience for Business» lernen Führungs- und Fachkräfte, verhaltens- und neurowissenschaftliche Methoden kennen, womit sie bessere Entscheidungen für sich selbst, ihr Team und das Unternehmen treffen und somit langfristig erfolgreich sein können.

 www.unilu.ch/weiterbildung

BERUFUNGEN UND



Christian Baumgartner

Assistenzprofessor für Health Data Science mit Tenure Track (ab 1. Februar 2024)

Fokus auf Anwendungen von künstlicher Intelligenz und Data Science in der Medizin. Postdoc-Stellen am Imperial College London und an der ETH Zürich.



Thekla Brunkert

Assistenzprofessorin für Interprofessional Primary Care mit Tenure Track (ab 1. Februar)

Fokus auf Entwicklung und Implementierung von Versorgungsmodellen für ältere Menschen. U. a. Forschungsjahr in Kanada am Manitoba Center for Health Policy.



Nora Fritschi

Assistenzprofessorin für personenzentrierte Medizin des Kindes- und Jugendalters mit Tenure Track (ab 1. August)

Brückenprofessur zwischen der Universität und dem Kinderspital Luzern. Weiterführung der klinischen Tätigkeit am Kinderspital.



Frank J.P. Beeres

Titularprofessor für Medizinische Wissenschaften (seit 23. Juni)

Seit 2022 Chefarzt und Leiter des Trauma-Teams und verantwortlich für die klinische Forschung am Luzerner Kantonsspital (LUKS)



Christian Fankhauser

Titularprofessor für Medizinische Wissenschaften (seit 19. Oktober)

Fokus auf Uro-Onkologie mit Erforschung neuer Biomarker, Operationsmethoden und «Enhanced Recovery after Surgery» nach Harnblasen-OP



Agostino Mattei

Titularprofessor für Medizinische Wissenschaften (seit 23. Juni)

Seit 2016 Klinikleiter der Urologie am Luzerner Kantonsspital (LUKS). Einführung der Roboterchirurgie am LUKS und Weiterentwicklung.

ERNENNUNGEN



Aljoscha Rastan

Titularprofessor für Medizinische Wissenschaften
(seit 23. Juni)

Chefarzt der Angiologie und Leiter der gefässeröffnenden Interventionen am Luzerner Kantonsspital. Davor am Inselspital Bern und am Kantonsspital Aarau.



Simone Schradig

Titularprofessorin für Medizinische Wissenschaften
(seit 23. Juni)

Leitende Ärztin an der Klinik für Radiologie des Luzerner Kantonsspitals und dort verantwortlich für den Bereich der Forschung. Davor: Uniklinikum der RWTH Aachen.



Philipp Szavay

Titularprofessor für Medizinische Wissenschaften
(seit 19. Oktober)

Chefarzt Kinderchirurgie am Kinderspital des Luzerner Kantonsspitals. Behandlungsschwerpunkte u. a. minimal-invasive Kinderchirurgie mit Laparoskopie, Thorakoskopie.



Daniel Waldvogel

Titularprofessor für Medizinische Wissenschaften
(seit 19. Oktober)

Arbeit in der Neurologischen Praxis Luzern, Hirslanden Klinik St. Anna. Zudem Konsiliariums für Bewegungsstörungen am Universitätsspital Zürich.



Sabine Zundel

Titularprofessorin für Medizinische Wissenschaften
(seit 23. Juni)

Leitende Ärztin am Luzerner Kantonsspital. Klinische Schwerpunkte: Kinderurologie sowie minimal-invasive Kinderchirurgie.

JUBILÄEN

In diesem Herbst konnte die Kultur- und Sozialwissenschaftliche Fakultät (KSF) ihr 30-jähriges Bestehen feiern. Mit dem Namen «Geisteswissenschaftliche Fakultät» gestartet, erfolgte ein kontinuierlicher Ausbau an Fächern und Studiengängen – derzeit sind rund 700 Studierende eingeschrieben. Schweizweit einzigartig sind viele der sogenannten integrierten Studiengänge, die den klassischen Hauptfach-Nebenfach-Rahmen sprengen. Dazu gehören auf Bachelorebene etwa Gesellschafts- und Kommunikationswissenschaften sowie Kulturwissenschaften. Und im Master wird neben vielen weiteren Studiengängen seit einigen Jahren der «Lucerne Master in Computational Social Sciences» (LUMACSS) angeboten. Ab dem kommenden Herbst neu im Angebot ist der Masterstudiengang «Climate Politics, Economics, and Law» (CPEL). Auch sind die KSF-Forschenden immer wieder erfolgreich beim Einwerben von Drittmitteln für ihre Forschung.

Innerhalb der KSF durfte ein weiteres Jubiläum begangen werden: So gibt es den Studiengang «Kulturwissenschaften» seit nunmehr 20 Jahren. In diesem setzen sich die Studierenden selbst Schwerpunkte und studieren über die Fächergrenzen hinweg. Zur Wahl für das Hauptfach stehen sämtliche Fächer der KSF: Ethnologie, Geschichte, Judaistik, Philosophie, Politikwissenschaft, Religionswissenschaft und Soziologie sowie auf Masterstufe Wissenschaftsforschung.

Beide Jubiläen wurden mit öffentlichen Anlässen gefeiert.

PROREKTORIN



Gisela Michel wird per 1. August 2024 neue Prorektorin Lehre und Internationale Beziehungen; sie folgt auf Martina Caroni. Michel ist seit 2021 ordentliche Professorin für Gesundheits- und Sozialverhalten. Die Universitätsleitung setzt sich damit ab August zusammen aus Rektor Martin Hartmann (siehe nachfolgende Doppelseite), als Prorektorinnen und Prorektoren Bernhard Rütsche, Alexander H. Trechsel, Gisela Michel und Regina E. Aebi-Müller plus Doris Schmidli, Universitätsmanagerin, sowie (beide mit beratender Stimme) Philip Lorenz Kramer, Geschäftsführer der Universitätsstiftung, und Lukas Portmann, Leiter der Universitätskommunikation.

KARRIERE

Mitte Dezember haben die «Career Services» der Universität Luzern eine neue Online-Plattform lanciert. Diese ist darauf ausgerichtet, Studierende und Absolventinnen/Absolventen mit Unternehmen aus der Wirtschaft zusammenzubringen – dies als Brücke zwischen ambitionierten Studierenden und Unternehmen, die nach Talenten suchen. Zudem werden laufend Workshops zu verschiedenen Karriere-Themen angeboten. Auch gibt es jährlich einen «Career Event», das nächste Mal am 18. April 2024.

 <https://career.unilu.ch>

KURZ NOTIERT

«Religionsvielfalt»: Plattform aktualisiert

Mit dem Dokumentations- und Informationsprojekt «Religionsvielfalt im Kanton Luzern» erforscht das Religionswissenschaftliche Seminar seit 2002 die Vielfalt religiöser Gruppen, Gemeinschaften und Kirchen im Kanton. Nun wurde die Plattform einer Aktualisierung unterzogen.
www.unilu.ch/rel-LU

«Neuberufen»-Reihe lanciert

Wie haben Professorinnen und Professoren, die an der Universität Luzern neu gestartet sind, ihre erste Zeit erlebt, woran forschen sie und was lehren sie? Dies ist aus den Beiträgen der neuen «Neuberufen»-Reihe zu erfahren. Den Anfang machte am 12. Oktober Melanie Huber-Lehmann, Assistenzprofessorin für schweizerisches und internationales Zivilverfahrensrecht an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät.
www.unilu.ch/news

Vernetzung in der Klimabildung

Die Universität Luzern ist Gründungsmitglied des «International Consortium for Climate Change Education and Education for Sustainable Development» (ICCE). So wird Forschung, Austausch und Vermittlung grenzüberschreitend möglich. Seitens der Universität Luzern sind Christian Höger, Professor für Religionspädagogik und Katechetik, und Peter G. Kirchschräger, Professor für Theologische Ethik, beide von der Theologischen Fakultät, aktiv daran beteiligt.

Kita Campus

Die Kita Campus wird ab August 2024 neu durch profawo, einer Non-Profit-Organisation im Bereich der familienergänzenden Kinder- und Angehörigenbetreuung, betrieben. Damit ist sichergestellt, dass für Kinder von Hochschulangehörigen weiterhin ein hochwertiges Betreuungsangebot bereitsteht.
<https://kita-campus.ch>

Berufung in Kommission

Die Mitglieder der Schweizer Bischofskonferenz haben Nicola Ottiger, Honorarprofessorin für Ökumenische Theologie und Leiterin des Ökumenischen Instituts Luzern, als Mitglied in die Kommission für Theologie und Ökumene (TÖK) gewählt.

Buchpublikation

Seit 2022 setzt das «Urner Institut Kulturen der Alpen an der Universität Luzern» mit dem Online-Magazin «Syntopia Alpina» mit wöchentlichen Beiträgen Impulse zu Themen der Nachhaltigkeit. Nun ist eine Auswahl davon in Buchform erschienen: «Nutzen, benutzen, hegen, pflegen. Die Alpen im Anthropozän» (Hier und Jetzt, Zürich).
www.syntopia-alpina.ch



HUMANMEDIZIN

Ende Oktober hat die erste Staatsexamensfeier des «Joint Medical Master» der Universität Luzern stattgefunden. Für die 31 Absolvierenden – darunter Delia Festini und Luca Siragusa, siehe Seite 42/43 – markierte dies einen Meilenstein in ihrem ärztlichen Werdegang. Mit der Erlangung des Eidgenössischen Diploms erhalten sie die Berechtigung, als Assistenzärztinnen und Assistenzärzte zu praktizieren und sich zu Fachärztinnen und Fachärzten weiterzubilden. Für den Bildungsstandort Zentralschweiz ist der Abschluss des ersten Jahrgangs ebenfalls von wesentlicher Bedeutung, handelt es sich doch um die erste universitäre Ausbildung in Humanmedizin der Region. Das im Herbst 2020 gestartete Masterprogramm wird zusammen mit der Universität Zürich und verschiedenen Zentralschweizer Gesundheitsinstitutionen durchgeführt: dem Luzerner Kantonsspital, dem Schweizer Paraplegiker-Zentrum, der Hirslanden Klinik St. Anna und der Luzerner Psychiatrie.

Erfolgsquote: 100 Prozent

Prodekan Reto Babst sagte an der Feier, die auf dem Bürgenstock stattfand: «Dank einer guten interdisziplinären und interprofessionellen Zusammenarbeit mit allen Partnerinstitutionen ist es uns gelungen, unseren Studierenden das ganze Spektrum der stationären und ambulanten Medizin mit all ihren Facetten näherzubringen.» Die spürbare Aufbruchstimmung sowie die praxisnahe und familiäre Atmosphäre des Masterstudiengangs seien neben der Wissensvermittlung und den vielen Patientenkontakten wesentliche Faktoren, die sowohl Studierende wie Dozierende sehr schätzten. «Dass die gesamte erste Kohorte das Staatsexamen bestanden hat, bekräftigt uns, den eingeschlagenen Pfad weiterzugehen, damit künftig viele weitere Studierende den Weg in unsere Region finden.»

Bereits im Sommer konnte kommuniziert werden, dass der Schweizerische Akkreditierungsrat dem «Joint Medical Master» die weiter Akkreditierung ohne Auflagen erteilt hatte. In ihrem Bericht hob die Gutachtergruppe die gute Vernetzung im Gesundheitssystem der Zentralschweiz sowie die Verankerung von Themen wie Kommunikation und medizinische Grundversorgung positiv hervor. Weiter wurden die Betreuung der Studierenden und das Engagement aller Beteiligten als Stärken betont.

PREISE

Im Rahmen der verschiedenen Abschlüsse und Diplomfeiern in den letzten Monaten sind verschiedene Preise für herausragende Leistungen von Absolventinnen und Absolventen vergeben worden. So etwa in Humanmedizin (siehe nebenan). Hier im «Joint Medical Master» ergingen Auszeichnungen für die besten Abschlussarbeiten: Rafael Fritz erhielt den ersten Preis. Er hatte sich mit der Häufigkeit und der Dauer von ärztlichen Hausbesuchen in der Schweiz auseinandergesetzt und die dabei ermittelten Werte einem europäischen Vergleich unterzogen. Die zweitplatzierte Lena Florinett entwickelte ein Simulationsmodell und -training mit Lehrvideo für den Einsatz von sogenannten Röderschlingen bei der laparoskopischen Blinddarmentfernung. Die drittplatzierte Selina Largiadèr befasste sich mit der Frage, inwiefern den Patientinnen entgegengebrachte humorvolle Elemente Vorteile bei Brustkrebsuntersuchungen bringen. Die Auszeichnungen wurden von der Schweizerischen Ärztekammer mit Preisgeldern unterstützt. Im Master Gesundheitswissenschaften erhielt Anna Romanova den Preis für den besten Abschluss.

An der Kultur- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät wurde Nicole Schraner, Masterabsolventin in Geschichte, für ihre Abschlussarbeit ausgezeichnet. An der Rechtswissenschaftlichen Fakultät erzielte Nadina Isliker den besten Masterabschluss; dies mit einem Notendurchschnitt von 5.78, was dem Prädikat «summa cum laude» entspricht. Ebenfalls dieses Prädikat erreichten Annina Seydel und Mario Schwager. Für den besten Bachelorabschluss wurde Caroline Heierli ausgezeichnet. Sie schloss ihr Studium mit einem Notendurchschnitt von 5.59 ab. An der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät erhielt Giaelee Maggetti eine Auszeichnung für den besten Masterabschluss zugesprochen.

VOR- STUDIUM

Gut ausgebildete Menschen mit Fluchthintergrund stehen vor zahlreichen Hürden, wenn sie ein Studium in der Schweiz beginnen oder weiterführen wollen. Genau dort knüpft ein neues Kooperationsprojekt auf dem Hochschulplatz Luzern an: Gemeinsam bauen die Universität Luzern, die Hochschule Luzern (HSLU) und die Pädagogische Hochschule Luzern (PH Luzern) ein Integrationsvorstudium auf, um Geflüchtete beim Zugang zu allen drei Hochschultypen zu unterstützen. Die Jugendlichen und jungen Erwachsenen sollen etwa die Gelegenheit erhalten, ihre Deutsch- und Englischkenntnisse in Sprachkursen zu verbessern oder die MINT-Fächer zu vertiefen. Weiter ist geplant, das Angebot mit Coachings und Beratungen zu ergänzen. Die Koordinationsstelle des Vorstudiums wird an der Fachstelle Internationales der Hochschule Luzern angesiedelt sein.

BOT- SCHAFTERIN

Ende Oktober durfte im Rahmen der Vortragsreihe «Presidential Lectures» die Schweizer UNO-Botschafterin Pascale Baeriswyl an der Universität Luzern begrüsst werden. Sie sprach über die Herausforderungen friedensfördernder Diplomatie – und über die Rolle der Schweiz im Uno-Sicherheitsrat. Baeriswyl lieferte einen Eindruck davon, mit welchem Aufwand sich die Schweiz insbesondere für den Schutz des Völkerrechts einsetzt. «Unser Ansatz beruht auf den Prinzipien der Universalität, der Solidarität und des Vertrauens.» Die Botschafterin bestätigte, dass die Schweiz von den anderen Ratsmitgliedern immer noch als eine «Hüterin des humanitären Völkerrechts» angesehen und respektiert werde.



GEWÜRDIGT

Die Universität hat Anfang November ihren akademischen Feiertag, den Dies Academicus, gefeiert. Mit der Ehrendoktorwürde bedacht wurden Professorin Shoshana Zuboff (fehlt auf dem Bild), Dr. Amitav Ghosh (ganz links), Dr. Eveline Widmer-Schlumpf (2. v. r.), Professor Uwe Sunde (ganz rechts), Dr. Alarcos Cieza (stellvertretende Entgegennahme durch Shelly Chadha, Mitte) sowie Professorin Martha Grootenhuis (2. v. l.). Der «Credit Suisse Award for Best Teaching» ging an Dr. Patrick Schenk, Nationalfonds-Forschungsmitarbeiter am Soziologischen Seminar. Der Universitätsverein verlieh seine Dissertationspreise an Martin Steiner, Laura Katharina Preissler, Ylber Hasani, Gabriela Funk und Collene Anderson. Mit dem von der ALUMNI Organisation vergebenen Preis «Alumna des Jahres» und «Alumnus des Jahres» wurden Judith Hardegger, Publizistische Leiterin des SRF Fachteams «Religion und Philosophie», sowie Marco Schnurrenberger, Produzent und Redaktor von «ECO Talk», «Tagesschau» und «10 vor 10», ausgezeichnet.

«Abgerundete humanwissenschaftliche Universität»

Die Festansprache hielt IKRK-Präsidentin Mirjana Spoljaric Egger. Rektor Bruno Staffelbach betonte: «Erstmals sind wir eine abgerundete, humanwissenschaftliche Universität mit sechs Fakultäten.» Nun gehe es darum, diese Mission und Strategie konsequent weiter so umzusetzen, «wie wir das angekündigt haben». Als Gastkanton war diesmal Obwalden eingeladen. Regierungsrat Christian Schälli sagte, Luzern habe sich innerhalb kurzer Zeit den Ruf einer exzellenten Universität geschaffen. Der Luzerner Regierungsrat Armin Hartmann legte im Schlusswort den Fokus auf die Geschichte der Universität und den Rückhalt, den sie in Politik und Bevölkerung genießt.

NEUER REKTOR

Der Universitätsrat hat Martin Hartmann per 1. August 2024 zum Rektor der Universität Luzern gewählt. Der Professor für Philosophie ist seit 2020 Dekan der Kultur- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät und folgt auf Bruno Staffelbach. «Unter seiner Leitung hat sich die Universität hervorragend entwickelt», so Martin Hartmann. Dafür stehe etwa die im Aufbau begriffene Fakultät für Verhaltenswissenschaften und Psychologie. «Es wird für mich darum gehen, die eingeleiteten Prozesse zu konsolidieren, das Profil der Universität fortlaufend zu schärfen und die Zusammenarbeit mit den anderen Hochschulen am Ort weiter zu vertiefen.»

 www.unilu.ch/martin-hartmann



AGENDA

23. Januar

Künstliche Intelligenz und Wirtschaft

Vortrag von Professor Mathias Binswanger (Hochschule für Wirtschaft der Fachhochschule Nordwestschweiz in Olten) auf Einladung des «Instituts für Wirtschaftspolitik an der Universität Luzern»

12. März

Sexuelle Gewalt an Kindern

Podiumsdiskussion (auf Deutsch) und öffentlicher Vortrag (auf Englisch) mit Professorin Mary Patricia McAleese (Universität Glasgow) zu «Rights of the Child in the Catholic Church». Veranstaltungsort: Hotel Schweizerhof. Dies im Rahmen der Fachkonferenz «Right to a Future, Rights of a Child» vom 12./13. März.

19. März

Masterinfoabend

Informationsanlass zu den vielfältigen Möglichkeiten im Masterstudium
www.unilu.ch/masterinfo

22. Mai

Abschiedsvorlesung Markus Ries

Emeritierung von Markus Ries, Professor für Kirchengeschichte, ehemaliger Rektor und Prorektor der Universität Luzern

10./11. Juni

«In the Thick of Images»

Internationale Konferenz des Instituts für Juristische Grundlagen (Iucernauris) als Teil des Nationalfonds-Projekts «Imagining Justice: Law, Politics and Popular Visual Culture in Weimar Germany»

19.–21. Juni

Theologie und Leadership

Internationale Konferenz im Rahmen des neuen Schwerpunkts «Theologie und Leadership» an der Professur für Pastoraltheologie

Stand zum Zeitpunkt der Drucklegung. Alle Anlässe sind öffentlich, teilweise Anmeldung notwendig. Eintritt frei. Bitte informieren Sie sich zeitnah, ob die jeweiligen Veranstaltungen wie angekündigt stattfinden.



Meine Uni

PRAXIS-EINBLICK IN RUANDA

Text: Samuel Forrer

In der Lehrveranstaltung «Doing Business in Africa» können die Studierenden ihre Kenntnisse vor Ort in einer realen Geschäftsumgebung anwenden. Zugleich erfahren sie mehr über die Kultur und Geschichte des Landes.

Bald ist es zum zweiten Mal so weit: Im Rahmen eines Lehrauftrags an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät habe ich im Frühjahrssemester 2024 erneut die Gelegenheit, zwanzig engagierten Studierenden einen tieferen Einblick in das Geschäftsumfeld Afrikas zu vermitteln. Als auf Wachstumsprojekte in Entwicklungsländern spezialisierter Unternehmensberater verfüge ich über berufliche Erfahrungen in verschiedenen afrikanischen Ländern, so auch in Ruanda. Während des zehntägigen «Field Trips» im April steht wiederum weniger touristisches Sightseeing auf dem Programm. Vielmehr erhalten die Studierenden einen Beratungsauftrag von einer lokalen Firma, den sie in Gruppen bearbeiten und am letzten Tag dem Management der Firma präsentieren.

Zunehmende globale Relevanz

Der Kontinent ist gewaltig, mit einer Fläche, die grösser ist als die von China, Indien, den USA und ganz Westeuropa zusammen. Er umfasst über 50 Länder mit fast genauso vielen Währungen und Hunderten Sprachen. Die Vernetzung zwischen den Nationen und Städten ist begrenzt, die Institutionen sind oft schwach, und die Länder stehen vor wirtschaftlichen Herausforderungen. Heute leben über eine Milliarde meist sehr junge Menschen in Afrika, dessen Bevölkerungswachstum jenes in anderen Teilen der Welt bei Weitem übertrifft. Der Kontinent befindet sich in einem rasanten Urbanisierungsprozess und gewinnt global zunehmend an Wichtigkeit.

Afrikanische Länder etablieren sich immer mehr auch als Quelle für innovative Ideen und Technologien. Ein Beispiel hierfür ist das in Ruanda gegründete, inzwischen weltweit tätige Unternehmen Zipline, das die Studierenden bei der ersten Durchführung besuchten. Die Firma revolutioniert die medizinische Versorgung entlegener Gemeinden, indem sie Drohnen einsetzt, um Medikamente und Blutkonserven zu liefern. Durch die zentrale Lagerhaltung und den Einsatz von Langstreckendrohnen werden Lagerungskosten abgebaut und die Lieferzeiten für Medikamente erheblich verkürzt. Diese Innovation ist nicht nur in Entwicklungsländern von Bedeutung, sondern findet auch in entwickelten Märkten, einschliesslich den USA, Anwendung.

Beitrag zur Ernährungssicherheit

Ein auch hinsichtlich positiver sozialer oder ökologischer Effekte inspirierendes Beispiel ist das Unternehmen «Kivu Tilapia», mit dem die Studierenden im Rahmen eines Beratungsprojekts zusammenarbeiteten. Diese Fischzucht am Kivusee an der Grenze zur Demokratischen Republik Kongo produziert den in der Region beliebten Tilapia-Fisch ausschliesslich für den heimischen Verbrauch. Zuvor gab es in der Region kaum eine nennenswerte lokale Fischproduktion, obwohl das Einzugsgebiet, zu dem auch der östliche Kongo und Burundi zählen, mit rund 40 Millionen Einwohnerinnen und Einwohnern die bevölkerungsdichteste Region in Afrika ist. Die Gründer von Kivu Tilapia erkannten dieses Potenzial und bauten innerhalb von vier Jahren eine jährliche Produktionskapazität von 1000 Tonnen Tilapia auf, die sie in den nächsten Jahren auf 3000 Tonnen verdreifachen möchten. Mit der Expansion des Betriebs fördert Kivu Tilapia nicht nur das eigene Geschäft, sondern leistet auch einen erheblichen Beitrag zur lokalen Wirtschaftsentwicklung, zur Ernährungssicherheit in Ruanda und zur Bewältigung globaler Herausforderungen wie der Überfischung der Weltmeere.

Die Bearbeitung aktueller strategischer Fragestellungen lokaler Firmen ermöglicht den Studierenden eine direkte Interaktion mit diesen und verschafft ihnen vertiefte Einblicke in afrikanische Unternehmen und deren Herausforderungen. Um Lösungsansätze entwickeln zu können, müssen die Studierenden vor Ort Informationen und Daten beschaffen und lernen so, sich im afrikanischen Kontext zurechtzufinden. Das praktische Engagement der Studierenden bringt nicht nur ihnen selbst Vorteile, sondern auch den Partnerunternehmen, die wiederum von den Perspektiven und Empfehlungen der Studierenden profitieren können.

Bei der Fischzucht-Firma «Kivu Tilapia» durften die Studierenden bei der letzten Durchführung neben dem Einsatz wirtschaftswissenschaftlichen Knowhows auch manuell zugange gehen.



Samuel Forrer

Führt die Lehrveranstaltung «Doing Business in Africa» durch; Projektleiter bei der Strategieberatungsfirma Value Dynamics AG, Zürich



Wir sind ein digitales Magazin für Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur. Finanziert von seinen Leserinnen und Lesern. Gemeinsam sind wir eine Rebellion gegen die Medienkonzerne und für die Medienvielfalt.

Student Deal: **140.–** statt **240.–** für deine Jahresmitgliedschaft

republik.ch/cogito



REPUBLIK

republik.ch – zum Lesen und Hören.